



Kreisbibliothek
B14 7/34
Grimma

Kreis
Bh
Grim



Grimmaisches

E C C E

1913.

34. Heft.

Herausgegeben

von

Oberkirchenrat Paulus Ludwig Fischer
in Blajewitz

VR I.

(Al. grim. 1857—63.)

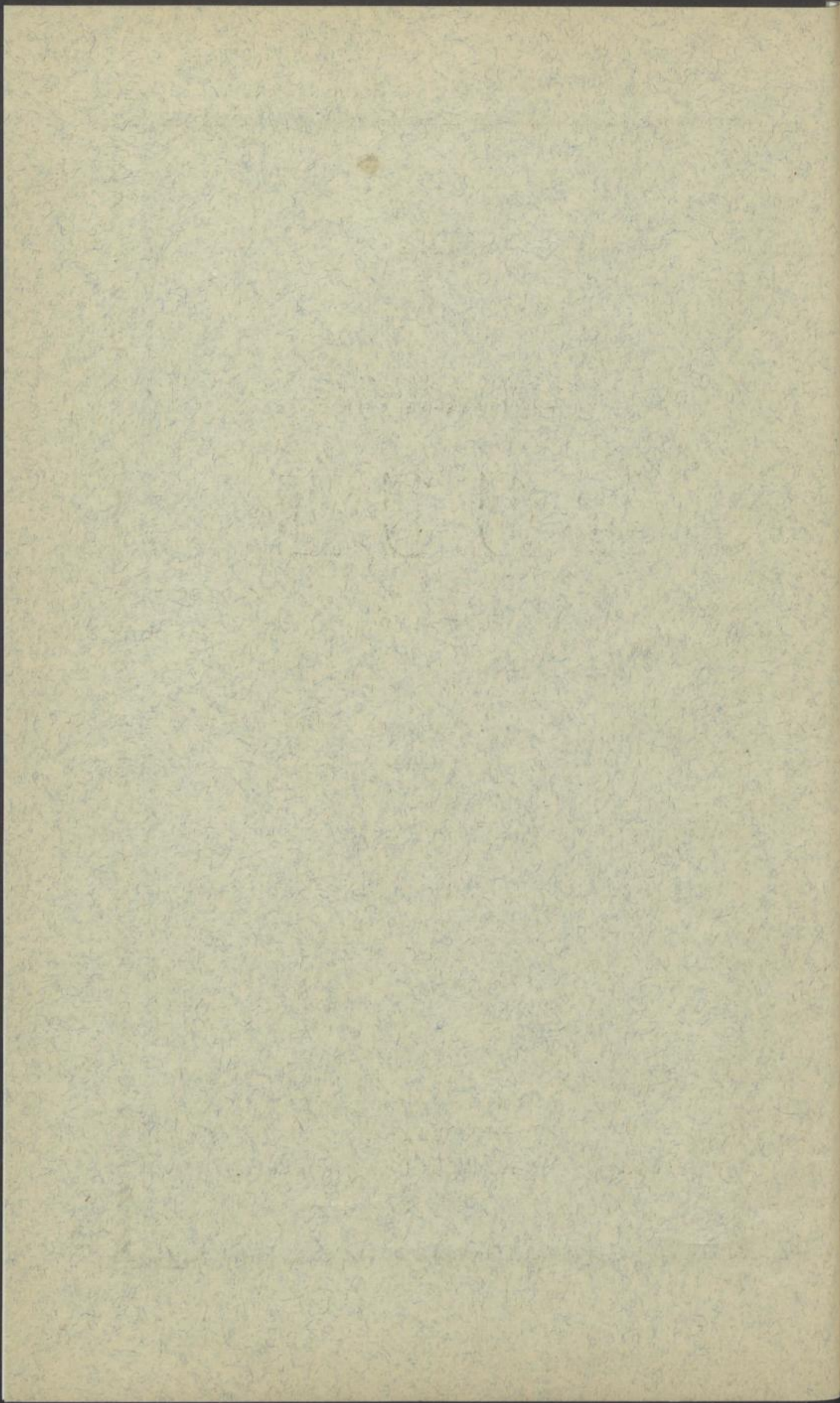


Dresden,

Niederlage des Vereins ehemaliger Fürstenschüler.

1913.







Grimmaisches

E C C E

1913.

34. Heft.

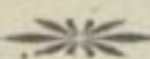
Herausgegeben

von

Oberkirchenrat Paulus Ludwig Fischer
in Blasewitz

VR I.

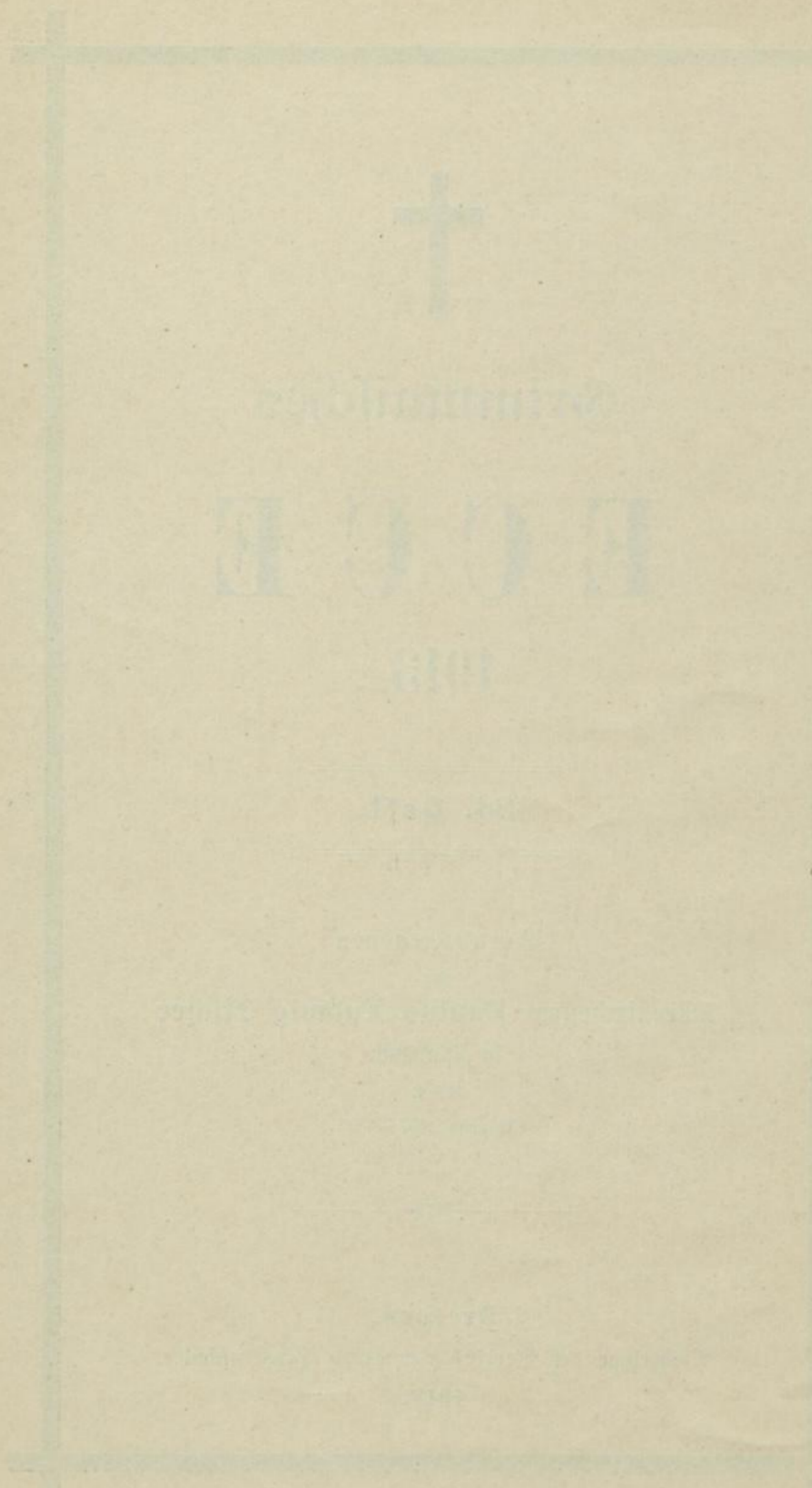
(Al. grim. 1857—63.)



Dresden,

Niederlage des Vereins ehemaliger Fürstenschüler.

1913.



1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15

Verzeichnis der besprochenen verstorbenen Alt-Grimmenser.

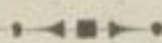
* bezeichnet: Mitglied des Vereins ehemaliger Fürstenschüler. C Gruppe Chemnitz, D Dresden, E Erzgebirge, G Grimma, L Leipzig, O Otscha, V Vogtland, Z Zwickau; Bi Bild.

	Seite
1. * Wilhelm Heinrich Georg Große , cand. rev. min., Professor an der Realschule in Grimma, 1882—88, G, † 25. Oktober 1912, Bi	1
2. Paul Julius Winkler , Amtsgerichtsrat a. D. in Leipzig, 1850 [51]—57, † 28. Oktober 1912, Bi	4
3. Hermann Otto Runze , Dr. iur., Oberstaatsanwalt in Zwickau, 1880 [78]—81, † 6. November 1912	6
4. * Emil Richard Müller , Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Professor in Berlin, 1879 [78]—84, † 17. November 1912, Bi	7
5. * Eduard Johannes Liebert , Dr. phil., Bahnarzt in Leipzig, 1881—85, † 24. November 1912, Bi	11
6. Johannes Richard Hohlfeld , Pfarrer in Elstertrebnitz, 1873 [72]—78, † 25. November 1912	13
7. Georg Karl Secker , Rechtsanwalt a. D. in Oberlößnitz, 1850—56, † 12. Dezember 1912, Bi	16
8. * Heinrich Hermann Bause , Dr. med. in Meissen, 1838—44, D, † 13. Dezember 1912, Bi	18
9. * Oskar Bruno Nirsten , Pfarrer in Magdeborn, 1862—68, † 15. Dezember 1912, Bi	22
10. Franz Alexander Tille , Dr. phil., Syndikus der Handelskammer in Saarbrücken, 1880—86, † 16. Dezember 1912, Bi	24
11. * Erwin Richard Schwarz , Direktor der land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft in Dresden, 1865 [66]—72, † 22. Dezember 1912, Bi	28
12. Paul Rühnel , Privatmann in Neutomischel, 1851—53, † 29. Dezember 1912, Bi	32
13. Friedrich Oskar Seifert , Oberjustizrat, Landgerichtsdirektor a. D. in Radebeul, 1857—63, † 29. Dezember 1912, Bi	33
14. * Alfred von Niderlen-Wächter , Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin, 1868 [65]—70, † in Stuttgart 30. Dezember 1912, Bi	35
15. Rudolf Albin Richard Johannes Merz , Buchhändler in Davos, 1892 [93]—94, † 11. Januar 1913, Bi	45

	Seite
16. Otto Eduard Wilsdorf , Privatmann in Dresden, 1875 [76]—82, † 9. Februar 1913	47
17. * Friedrich Wilhelm Richard Scheer , Pfarrer in Zettlitz, 1880 [81]—87, † 22. Februar 1913, Bi	48
18. Walter Glaß , Dr. med., Badearzt in Wolfenstein, 1887 [88]—89, † 2. April 1913, Bi	51
19. Bernhard Dehlschlägel , Rechtsanwalt in Dresden, 1854 [55]—57, † 27. April 1913	53
20. * Franz Albert Weincke , Dr. iur., Oberamtsrichter a. D., 1856—62, † in Untergölsch 4. Juni 1913, Bi	54
21. Gottlob Erich Krause , Dr. med., prakt. Arzt in Preyschendorf, 1877 [78]—84, † 18. Juni 1913, Bi	57
22. Friedrich Ferdinand Edmund Schmid , Pfarrer emer. in Leipzig-Gutritsch, 1860—66, † 28. Juni 1913, Bi	60
23. Franz Martin Schröter , Dr. phil., Studienrat, Realgymnasialprofessor a. D. in Großdeuben, 1861 [60]—66, † 18. Juli 1913, Bi	64
24. Franz Martin Clausnitzer , Postsekretär a. D. in Callenberg, Ostern bis Michaelis 1861, † 21. Juli 1913, Bi	69
25. * Karl Gottfried Heinrich Gauditz , Amtsgerichtsrat a. D. in Bern- stadt, 1841—47, † 6. August 1913, Bi	70
26. * Karl Theodor Albert Siebrat , Polizeidirektor a. D. in Blasewitz, 1843—49, D, † 14. September 1913, Bi	73

Nachtrag.

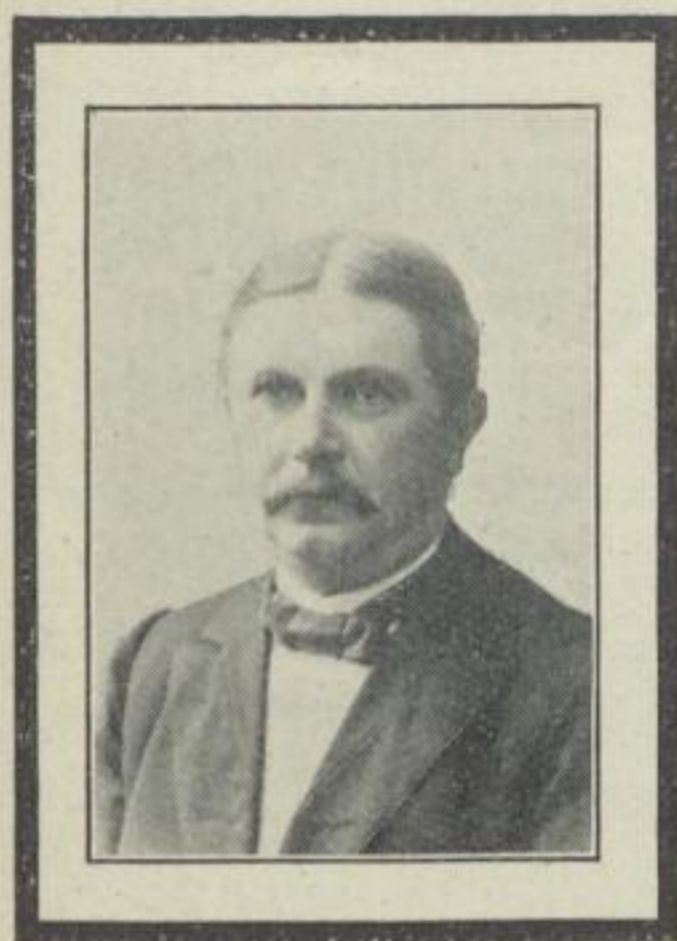
Bild des im Ecce 1912 besprochenen Dr. med. **Claus** in Bad Elster 78



Anmerkung. Die in Klammern beige setzte Zahl gibt das Normaljahr an.

Ecce 1913.

Siccine, consortes, Vos dempsit nescia flecti
Mors Vestraque orbi stamus amicitia?
Non iam Vobiscum matris reminiscimur almae
Nec servare licet iura sodalicii.
Sed spes tristitiam superat recreatque gementes:
Caelis vult Dominus consociare suos.



1. Wilhelm Heinrich Georg **Große**, geboren in Hohenstein am 7. April 1868, war der zweite Sohn des dortigen Advokaten und Notars Karl August Ludwig Große und seiner Ehefrau Marie Ottilie geb. Germann. Wie im Grimmaischen Ecce 1887, S. 44 ff. ausgeführt ist, war sein Vater ein begeisterter alter Grimmaer, Ostern 1854 war er mit ausgezeichneten Zensuren abgegangen, hatte sich die Liebe namentlich zu den klassischen Sprachen bewahrt und wollte

nun, daß seine zwei Söhne die Wohlthat des Aufenthaltes und der Ausbildung in der Anstalt auch einmal genießen. Ostern 1877 konnte er den älteren dahin bringen, den jüngeren übergab er Ostern 1881 der Quarta des Progymnasiums in Grimma und Ostern 1882 bestand derselbe die Aufnahmeprüfung im Moldanum. Aber noch hatte Georg den Kursus nicht beendet, als sein geliebter Vater am 21. Mai 1887 verstarb, und kaum hatte er die Universität bezogen, als er auch die Mutter verlor. Die Folge war, daß die drei Kinder zerstreut wurden, der ältere Karl war bereits Referendar beim Amtsgericht Hohenstein, Martha kam zu Verwandten nach

Pesth, Georg aber fand Aufnahme bei einem Bruder seiner Mutter, dem Pfarrer Oskar Germann in Hohenheida (Mfraner 1862—68). Er hatte die alma mater Ostern 1888 mit dem Reisezeugnis verlassen und studierte nun in Leipzig Theologie. Wie schon vorher sein Bruder, trat er dem Universitätsjängerverein zu St. Pauli bei, als dessen Mitglied er sich 1890 am 4. Deutschen Bundesjängerfest in Wien mit noch 30 anderen Vereinsbrüdern beteiligte. Lebenslang blieb er seinem „Paulus“ ergeben und die Zusammenkünfte der Grimma-Merchau-Wurzener Vereinigung ehemaliger Pauliner veräumte er nie, jedesmal freudig begrüßt und wegen seines Humors und seiner wohlmeinenden Gesinnung von allen geschätzt. Das wurde auch in Nr. 12 der „Paulinerzeitung“ von 1912 (Dezembernummer) im Nekrolog hervorgehoben. Seine erste theologische Prüfung bestand er am 4. März 1893. Darauf war er als Hauslehrer in Dederan, dann als Vikar an Leipziger Volksschulen, einige Wochen auch in Zittau tätig, Ostern 1895 wurde er, von 47 Bewerbern dazu erwählt, Lehrer für Deutsch, Geschichte und Handelsgeographie an der Öffentlichen Handelslehranstalt in Bauzen. Doch war dies eine Aufgabe, die ein einziger auf die Dauer nicht bewältigen konnte, denn er hatte in den genannten Fächern in allen fünf Klassen zu unterrichten. Daher gab er die Stellung Ostern 1896 auf, unterwarf sich der Wahlfähigkeitsprüfung und verlobte sich im Juli mit Else Mathilde Hanneck in Zittau. Hierauf war er wieder an verschiedenen Volksschulen in Leipzig, zuletzt als provisorischer Lehrer beschäftigt, verheiratete sich auch als solcher. In seiner Ehe war er sehr glücklich. Drei Töchter und ein Sohn wurden dem Paare geschenkt, es war ihm aber ein großer Schmerz, daß letzterer ein Jahr alt ihm durch den Tod wieder entrißen wurde. Endlich gelang es ihm, eine feste Anstellung zu finden. Er durfte nach seinem Grimma übersiedeln, das ihm so viele Jugenderinnerungen wert gemacht hatten, ganz nahe seiner Fürstenschule seinen Beruf treiben und die Vorgänge in ihr aus nächster Nähe beobachten, ja Schüler für dieselbe vorbereiten. Ostern 1899 nämlich wurde er zunächst als Hilfslehrer an der Realschule mit Progymnasium dort gewählt, nach zwei Jahren aber zum ständigen Lehrer an derselben Anstalt ernannt, 1904 verlieh ihm das Kultusministerium den Titel „Oberlehrer“ und 1911 überraschte ihn freudig die Verordnung, nach welcher ihn Se. Majestät der König Titel und Rang als Professor verliehen hatte. Er erblickte darin eine Anerkennung seiner Leistungen.

Hatte er nun ein Arbeitsfeld angewiesen erhalten, das ihm zusagte und das er gern bebaute, suchte er Anregung und Belehrung auch durch größere Reisen, zu denen er seine großen Ferien benutzte. 1900 war er mit der Balquéschen Reisegesellschaft zur Weltausstellung in Paris und auf den Schlachtfeldern bei Mez, 1902 in Tirol, 1903 mit Familie in Vinz, 1904 in der Schweiz, 1905 in Bosnien, der Herzegowina, Dalmatien und Montenegro, 1909 in Norwegen und am Nordkap. Was hat er da alles gesehen, wieviele nachhaltige Eindrücke, die er mit nach Hause brachte und auch für seine Schüler und weitere Kreise verwertete! Über die beiden letzten Reisen hielt er zahlreich besuchte Vorträge im Altertumsverein zu Grimma mit Lichtbildern.

Da trat ein Herzleiden, das ihn seinerzeit vom Militärdienst befreit, seitdem aber nicht merklich angefochten hatte, heftig wieder hervor. Es verzehrte seine Kräfte. Er wollte sich nicht werfen lassen und arbeitete weiter, aber er wurde doch gezwungen, öfters Urlaub zu erbitten. Manche mochten ihn für zu ängstlich und vorsichtig halten. In Konstanz, in Rudowa und im Sommer 1912 in Bad Elster suchte er Heilung. Von diesem Aufenthalte kehrte er mit Familie, wie er meinte, recht gekräftigt heim, aber ein neuer schwerer Anfall warf ihn darnieder, er überstand ihn nicht und war am 25. Oktober 1912 eine Leiche, tief betrauert von seiner Gattin, seinen noch unerzogenen Töchtern Helga, Ilse und Erika und seinen Anverwandten, sowie von vielen, die ihn gekannt und liebgewonnen hatten. Am 29. Oktober wurde er zur Ruhe bestattet. Im Hause am offenen Sarge hielt der Oheim, Pfarrer Germann von Hohenheida für die nächsten Angehörigen eine kurze Abschiedsansprache, in der Gottesackerkirche sprachen Pastor Seidel als Seelsorger (S. 94), Realschuldirektor Gröppel und Professor Hoffmann aus Wurzen, letzterer namens der alten Pauliner, zu Herzen gehende und den Verstorbenen ehrende Worte. Die Spitzen der staatlichen und städtischen Behörden, das Lehrerkollegium, sämtliche Schüler der Realschule mit der Fahne, eine Abordnung von Offizieren der Garnison und eine große Anzahl Bekannte von nah und fern erwiesen ihm die letzte Ehre.

Früh, im 45. Lebensjahre war er geschieden, nicht zu früh, denn Gottes Uhr geht immer richtig, und im engeren und weiteren Familienkreise bedeutete das eine sehr empfindliche Lücke, hatte er sich doch stets durch einen regen Familiensinn ausgezeichnet, der ihn Weib und Kinder und Geschwister erfreuen ließ, wo sich nur

Gelegenheit bot! Und wie ein treuer alter Pauliner, so war er auch ein dankbarer Augustiner. Die Gruppe „Grimma“ unseres Vereins hat er mit sichtlich Liebe zur Sache und zur Schule in den letzten Jahren geleitet. Er war ein lebensfroher, mit gesellschaftlichen Talenten ausgestatteter Mensch, bei allem Phlegma seiner Natur doch flott und bewies dies als Vorstandsmitglied der „Erholung“, wie die alten Grimmenser wissen, der sogenannten ersten Gesellschaft in der Stadt, verträglich ging er dem Streiten aus dem Wege und brach meist mit einem, nicht immer geistreichen Scherzwort den Differenzen die Spitze ab, nicht gerade hervorragend begabt und wissenschaftlich gegründet, aber treu hat er gewiß nicht ohne Segen gewirkt.

Wir bemerkten schon im Eingange, daß sein Vater Fürstenschüler in Grimma gewesen war, nämlich Ostern 1848—54. Sein älterer Bruder Karl Johann war es Ostern 1877—83 und ist jetzt Regierungsrat und Mitglied des Kaiserlichen Statistischen Amtes in Berlin, er hat dem Herausgeber auch Unterlagen für vorstehende vita zugestellt.

St. 1882, 6923.



2. Paul Julius **Windler** stammte aus Rochlitz. Dort wurde er am 9. April 1836 dem Gerichtsdirektor und Stadtrat Hermann Windler und dessen Ehegattin Julie geb. Dennhardt geboren. Als er Michaelis 1850 in unsere Fürstenschule aufgenommen wurde, war seine Vorbereitung noch nicht vollständig. Er hatte deshalb Mühe, mit fortzukommen, aber durch Fleiß kam er allmählich ins Geleis. Bei den Mitschülern war er wegen seines Frohsinns wohlgelitten. Ostern 1857 bestand er das Abiturientenexamen und erhielt die IIa in litteris, um nun auf der Universität Leipzig die Rechte zu studieren. Am 10. Dezember 1861 wurde er Rechtskandidat in Waldheim, später Aktuar 2. Klasse bei dem Gerichtsamte Döbeln mit 350 Talern jährlichem Gehalt exklusive Auslösungen und sonstiger Separatgebühren. Mit der

Zeit rückte er dort in die Stelle eines Assessors auf und genoß bei der Bürgerschaft so viel Ansehen, daß sie ihn in das Stadtverordnetenkollegium wählte. 1883 erfolgte seine Versetzung an das Amtsgericht Frankenberg, 1888 wurde er Amtsrichter, später Amtsgerichtsrat in Leipzig. Dort befiel ihn, der nie ernstlich krank gewesen war, in seinem 1904 angetretenen Ruhestande eine doppelseitige Lungenentzündung, der er am 28. Oktober 1912 im 77. Lebensjahre erlag. Seine Gattin Marie Sophie geb. Zwücker hatte er schon in Frankenberg am 5. August 1885 verloren. Je glücklicher er mit ihr gelebt hatte, desto schwerer trug er bis zu seinem Ende an diesem Verluste. Eine Tochter Marie, die mit dem jetzigen Fabrikbesitzer Bruno Pfizner in Frankenberg verheiratet gewesen war, mußte er 1890 begraben und auch dies schmerzte ihn tief. Aber seine sie überlebenden Kinder verschönten ihm das Leben und Greisenalter: Martha, verwitwet gewesene Schaar Schmidt in Frankenberg, jetzt verheiratet mit dem Amtsstraßenmeister Paul Koban in Delsnitz i. B., Paul, Besitzer einer Dampfwaschanstalt in Leipzig, Elise, verheiratet mit dem Inhaber einer lithographischen Anstalt Richard Böttger daselbst und Margarete, Gattin des Buchhändlers und Prokuristen bei F. Volckmar dort Hermann Pfeiffer. Sie waren tief bewegt Zeugen seines ruhigen Sterbens und mit ihnen seine betagte Haushälterin, die ihm 35 Jahre treu gedient hatte. Sein Grab umstanden am Reformationsfeste viele Kollegen und Freunde, auch frühere Untergebene, aus der Ferne war sein Vetter, der Admiral Winckler, Erzellenz, herbeigeeilt.

Unser Winckler war ein schneidiger Justizbeamter, noch mit weißem Haar ausgezeichnet durch große geistige Frische und die Gabe, sich mit psychologischem Verständnis an die Stelle eines jeden zu versetzen, über den er abzuurteilen hatte. Es eignete ihm ein derber, urwüchsiger Humor, der die Monotonie der Verhandlungen angenehm würzte. In der Presse las man nach seinem Tode u. a.: bei strengem Gerechtigkeitsfönn, persönlicher Liebenswürdigkeit und der Fähigkeit, auch über das ernste Gesicht der Frau Justitia ein Lächeln der Heiterkeit huschen zu lassen, besaß er allgemeine Achtung und Sympathie. Viele Beleidigungsklagen, die aus Klatsch entstanden waren, wußte er aus der Welt zu schaffen. Zänksche Frauen verstand er drastisch, auch unter Vorhalt klassischer Zitate, anzunehmen, so daß sie sich beschieden. Einer solchen Schöffengerichtssitzung wohnte einmal König Albert,

der von seiner Art schon gehört haben mochte, bei, es handelte sich um einen Streit zwischen einem Fräulein und einer Frau, die in der Markthalle aneinander geraten und nun schon drei Jahre jeder Versöhnung abgeneigt waren, es gelang, einen Vergleich zustande zu bringen. Ein Beamter, der ihm nahe gestanden hatte, schrieb an die Hinterlassenen: „ich persönlich habe vor diesem Kernmenschen immer eine große Hochachtung gehabt und wünschte jeder Familie solche energische Persönlichkeit, die lieber einmal etwas rücksichtslos zugreift, dafür aber auch bei den Betroffenen das Besinnen auf die eigene Kraft auslöst. Mit ihm ist ein alter Recke dahingegangen, echt deutscher Art, knorrig und doch so gemütvoll.“ Verächtlich war ihm jedes Strebertum, geradeaus ging er seinen Weg, nur von den hohen Idealen seines Berufes erfüllt. Majestät verlieh ihm das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrechts-Ordens.

Wenn Winckler in den Kreis seiner Bekannten trat oder einer Einladung folgte, versetzte er bald alles in fröhliche Stimmung. Leicht wurde es ihm nicht, nach einer Versetzung in neue Verhältnisse überzugehen, aber bald lebte er sich so ein, daß er nicht mehr nur von den früheren Verbindungen schwärmte. Es sprach aus allem bei ihm das Herz und die Teilnahme.

Mitglied unseres Vereins ist er nicht gewesen. Dem Herausgeber, der mit ihm viele fröhliche Stunden, als er in Frankenberg angestellt war, verlebte, wollte es manchmal scheinen, als hätte er auf der Schule eine recht unliebsame Erfahrung gemacht. Aber wenn man das Gespräch auf Ereignisse im Schulleben und drollige Vorkommnisse brachte, wurde er beredt und verriet, daß er sein Moldanum doch nicht vergessen konnte.

Sein jüngerer Bruder Hermann ist auch Fürstenschüler in Grimma gewesen von Michaelis 1851 bis 12. Oktober 1853, wurde Techniker und lebt 76 Jahre alt als Privatmann in Nürnberg.

Nach Mitteilungen des Herrn Sohnes Paul Winckler in Leipzig verfaßt.

St. 1851, 6019.

3. Hermann Otto **Runze**, geboren in Zschopau als Sohn eines Fabrikanten am 20. August 1863, wurde in das Moldanum Ostern 1880 aufgenommen und war dessen Zögling nur bis zum

26. Oktober 1881, worauf er in Chemnitz die Gymnasialstudien vollendete und in Leipzig Jura studierte. 1893 wurde er, zum Dr. iur. promoviert, Assessor bei der Staatsanwaltschaft Leipzig, 1896 Staatsanwalt daselbst und 1912 Oberstaatsanwalt in Zwickau. Bald nach Antritt dieser letzteren Stellung erlitt er am 6. November im Landgerichtsgebäude einen tödlichen Herzschlag. Er hinterließ seine Witwe Frau Anna geb. Modes und einen Sohn, Namens Wilhelm. St. 1878, 6793.



4. Emil Richard **Müller** war der vierte Sohn des Färbereibesizers und Stadtrats Karl Adolf Müller in Radeberg und dessen Gattin Emma Karoline geb. Gärtner und wurde daselbst am 15. Juli 1864 geboren. Aus der dortigen Bürgerschule kam er Ostern 1877 in die Quarta des Königl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt und Ostern 1879 wurde er nach IIIa in unsere Fürstenschule rezipiert. Herr Pfarrer Friedrich in Seifersbach (S. 78) schreibt: auf der Schule war Müller ein einfacher bescheidener Charakter, sehr gut begabt, saß er stets unter den ersten drei in der Klasse, zuletzt war er Primus in der einen der beiden Oberprimen, was ihn von anderen „Gescheidten“ unterschied, war, daß er jedem sein Wissen zur Verfügung stellte, der nicht mit gleichen Geistesgaben gesegnet war; wußte jemand sein Thema zum deutschen Vortrage nicht anzufassen, ging er zu Richard Müller, eine Stunde ambulieren im Kreuzgange — und ihm war geholfen; so war er hilfsbereit und uneigennützig, wie wenige.

Am 22. März 1888 mit Ib in den Wissenschaften entlassen wurde er schon am 1. April in das Königl. Medizinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin aufgenommen, das damals Repinière hieß und zu dem eigentlich Sachsen keinen Zutritt hatten. Um so größer war die Ehre, daß man ihn ob seiner vorzüglichen Zeugnisse zuließ. Sein Militärhalbjahr diente er beim Garde-Füsilieregiment in Berlin ab, das tentamen physicum bestand

er am 6. März 1886, das tentamen medicum am 11. Februar 1888, das examen rigorosum am 24. Februar 1888. Am 3. März 1888 wurde er an der Universität Berlin auf Grund einer Dissertation „zur Lehre von der hereditären Syphilis“ magna cum laude zum Doktor der Medizin promoviert. Nach Beendigung seiner neunsemestrigen Studienzeit trat er am 6. August 1888 als Unterarzt beim 3. Niederschlesischen Infanterieregiment Nr. 50 in Rawitsch ein und wurde gleichzeitig zu seiner weiteren Ausbildung an das Charité-Krankenhaus in Berlin kommandiert. Im Anschluß an dieses Kommando legte er die medizinische Staatsprüfung ab, vom 11. Juli 1889 ist seine Approbation als Arzt datiert. Im September 1889 wurde er Assistenzarzt 2. Klasse im Leib-Husarenregiment Kaiserin Nr. 2 in Posen (jetzt Langfuhr). Bei seinem im März 1892 erfolgten Aufrücken zum Assistenzarzt 1. Klasse (d. i. jetzt „Oberarzt“) wurde er in Posen in die etatmäßige Stelle beim Korps-Generalarzt des V. Armeekorps befehligt, die er bis 26. September 1894 innehatte. An diesem Tage erfolgte unter Beförderung zum Stabsarzt seine Versetzung an das Medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin, seine einstige Bildungsstätte, was eine nur wenigen beschiedene Auszeichnung war. Hier unterzog er sich im Juli 1896 der Oberstabsarztprüfung. In dem Kommando an dem genannten Institut (neuerdings Kaiser-Wilhelms-Akademie genannt) verblieb er bis März 1899, um dann als Bataillonsarzt in das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiment Nr. 1 in Berlin einzutreten. In diesem avancierte er im Juni 1903 zum Oberstabs- und Regimentsarzt. In dieser Stellung verblieb er bis zum März 1910, wo er aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied vom Militär nahm.

In seiner früheren Berliner Stabsarztzeit widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Ohrenheilkunde. Bereits 1895 wurde er 2. Assistent und später an Passows Stelle 1. Assistent bei Geh. Medizinalrat Dr. Trautmann, dem Professor für Ohrenheilkunde an der Berliner Universität. Diesen hat er während seiner langen Krankheit vertreten, auch nach seinem Tode den Lehrstuhl für das Fach an der Universität innegehabt. Dann übernahm er dessen Privat-Ohrenpraxis in den bisherigen Räumen, Steglitzer Straße 44 und ist insoweit Trautmanns unmittelbarer Nachfolger gewesen. Er genoß den Ruf eines der ersten Spezialisten als Ohrenarzt in Berlin. Es war eine Seltenheit,

daß ihm für seine hervorragenden Verdienste am 2. März 1907 der Professortitel verliehen wurde.

Auch von seinen militärischen Kollegen und Kameraden, denen er stets ein bereiter ärztlicher Berater war, wurde er hochgeschätzt. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit es zutreffend ist, daß die Sanitätsoffiziere in den Offizierkorps, namentlich in denen der Garderegimenter, nicht immer den angenehmsten Stand haben — bei Richard Müller traf es nicht zu. Ihn verband eine gegenseitige aufrichtige Verehrung und kameradschaftliche Zuneigung mit den jüngeren und älteren Offizieren des Regiments nicht minder, wie mit seinen ärztlichen Berufsgenossen.

Dabei eignete ihm ein ausgeprägter Familiensinn. Daß sein Bruder Paul, der in Schöneberg bei Berlin ein Drogen-geschäft betrieb und 1894—99 sein fast täglicher Gefährte war, im Alter von nur 38 Jahren sterben mußte, war ihm ein brennender Schmerz. Mit zärtlicher Liebe hing er an einem anderen zehn Jahre älteren Bruder Rudolf, der jetzt noch Stadtrat in Radeberg ist und dessen Familie. Kein hohes Fest und kein Urlaub verging, ohne daß er zu diesem in seine geliebte Vaterstadt geeilt wäre. Ihm widmete er seine Doktordissertation und sagte: „Ohne dich wäre ich heute nicht Doktor“. Ostern 1909 hatte er die Freude, dessen jüngsten Sohn in die Kaiser Wilhelms-Akademie als Studierenden aufgenommen zu sehen, dem er bis zuletzt ein väterlicher Freund geblieben ist. Er selbst war unverheiratet geblieben.

Elf Jahre lang hatte er in den Räumen seines berühmten Lehrers und Vorgängers Dr. Trautmann rastlos gewirkt, im Dienste seiner Wissenschaft sich auch vielfach literarisch betätigt, da versagten seine Kräfte. Schon Ende 1911 machten sich Reizungen im unteren Teile der Speiseröhre bemerkbar, deren Gefährlichkeit er sofort begriff. Es handelte sich um Krebs am Eingang der Speiseröhre in den Magen, also an einer Stelle, an der Operation und Rettung unmöglich war. Von Anfang des Jahres 1912 an wußte er, daß er langsam, aber sicher dem Tode entgegenging. Gebe Gott, daß ich mich irre, sagte er seinem Bruder, aber ich glaube es nicht. Seine Kräfte verzehrten sich, die Nahrungsaufnahme wurde immer geringer, das Körpergewicht des Mannes, der bei 173 cm Länge seine 75 kg und darüber gewogen hatte, ging merklich zurück. Sein Sommerurlaub in Bilin im August 1912, ein kurzer Besuch in Radeberg schienen ihn zu

erheitern. Er ließ es heldenmütig sich nicht nehmen, am 4. September die ihm liebgewordene Praxis wieder aufzunehmen, und seine Patienten, die mit Ungeduld auf ihn warteten, wiederzusehen. Am 14. Oktober hielt er seine letzte Sprechstunde, fast zum Skelett abgemagert, er wog noch 45 kg. Tags darauf begab er sich nach Wilmersdorf bei Berlin in die Klinik des hervorragenden Berliner Arztes, seines früheren Schülers, Stabsarztes Professor Dr. Kumpel, der entsetzt war ob des Befundes. Derselbe legte ihm zum Zwecke künstlicher Ernährung eine Magenfistel an und pflegte ihn auf das liebevollste. Sonntag, den 10. November empfing er noch den Besuch seines Bruders und dessen Gattin, es war ein tiefschmerzliches Beisammensein, und doch äußerte sich in allem, was er sagte, sein Gemüt. Ihn, wie sie beabsichtigt hatten, nach dem Bruderhause in der Heimat zu bringen, war unmöglich, er hätte den Transport nicht überstanden. Am 17. November 1912 grüßte ihn, wie er manchmal sich ausgedrückt hatte, Freund Hain, er war verschieden.

Ergreifend sprachen sich die überaus zahlreichen Kondolenzschreiben aus allen Kreisen an seinen Bruder aus. Es sei nur erwähnt, was der jetzige Oberst und Kommandeur des Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiments Nr. 1 schrieb:

„Persönlich hatte ich nicht die Freude, ihn kennen zu lernen, da er schon ausgeschieden war, als ich das Regiment übernahm, aber von Anfang hörte ich so viel Gutes von ihm, daß schon daraus hervorgeht, eine wie ausgezeichnete Stellung er sich als Arzt, wie als Kamerad hier geschaffen hatte, das Offizierkorps hing merklich an ihm und ist er ja auch bis vor kurzem noch der treue Berater und Helfer mancher Herren gewesen. So hat denn die Nachricht von seinem schweren Leiden hier allseitig sehr herzliche Teilnahme ausgelöst, die, wie ich weiß, sein letzter Regimentskommandeur in ganz besonderer Weise mitfühlte. Uns wird er unvergessen bleiben.“

Allgemein aber war auch die Betrübniß in Kadeberg, wohin auf Wunsch des Verbliebenen dessen entseelte Hülle überführt wurde, von ehemaligen Kollegen, Kameraden, Freunden und Offiziersabteilungen in Berlin zum Bahnhofe geleitet. Mittwoch, den 20. November, am Bußtage fand auf dem heimatlichen Friedhofe die Beerdigung statt, bei der Oberkirchenrat D. Kaiser (A. 1859) die Grabrede hielt und Hauptmann Freiherr von Hülsen das

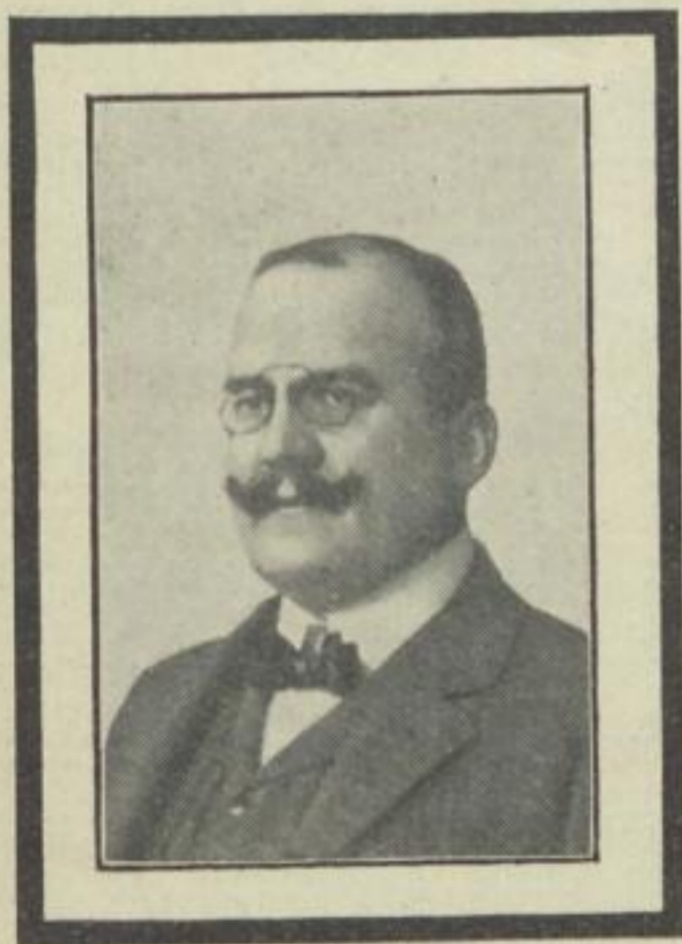
mehrgenannte Regiment vertrat, der sich mit den Worten von den Hinterlassenen verabschiedete: er ist wie ein Held gestorben. Als Vertreter der Fürstenschule und der ehemaligen Mitschüler war Professor Dr. Bieger aus Grimma gekommen.

Es sei noch angefügt, was Herr Rechtsanwalt Dr. Zahn in Radeberg (S. 82) bemerkt:

Müller hielt treu zur Fürstenschule und bei seinen regelmäßigen Besuchen in Radeberg an den hohen Festtagen des Jahres begann er zu erzählen, sobald er mit einem der alten dortigen Schüler zusammentraf, die Anhänglichkeit an die alma mater und die ehemaligen Mitschüler sprach aus jedem Worte. Trotz des vielen Wechsels in seinem Leben und des ständigen Aufenthaltes in der Ferne war er ein treuer Augustiner geblieben.

Nach Aufzeichnungen des Verstorbenen auf dem Stammbuchbogen vom 20. Dezember 1892 und ausführlichen Mitteilungen des Bruders, Herrn Stadtrats Rudolf Müller in Radeberg.

St. 1878, 6778.



5. Eduard Johannes **Liebert** wurde als Sohn des Bezirkssteuerinspektors und Leutnants v. d. A. Oskar Liebert in Grimma und zwar im Schlosse am 11. April 1866 geboren. Ostern 1881 erfolgte seine Aufnahme ins Moldanum. Doch absolvierte er den Kursus nicht, freiwillig ging er als Unterprimaner Michaelis 1885 ab und auf das König Albert-Gymnasium in Leipzig. Nach dem Abiturientenexamen studierte er daselbst zunächst Medizin, diente auch sein erstes halbes Jahr als Einjährig-Freiwilliger im 7. Infanterieregimente Nr. 106. Noch bestand er das Physikum. Da er aber schneller selbständig zu werden wünschte, wendete er sich der Zahnheilkunde zu. Sein zweites halbes Jahr diente er als Einjährig-Freiwilliger im 8. Infanterieregimente Nr. 107. Im Dezember 1892 wurde er als Zahnarzt approbiert, im August 1894 promovierte er als Dr. phil. und im November desselben Jahres

ließ er sich in Leipzig als Zahnarzt nieder. Ostern 1895 verheiratete er sich unter glückverheißenden Umständen. Trotz der Geburt eines Sohnes, dem später noch zwei solche folgten, trübten sich die Beziehungen der beiden Gatten, die in ihrer Denkweise grundverschieden waren. Es traten auch schwere Vermögensverluste ein und ein mehrjähriger Prozeß mit einer Großbank spannte die Nervenkraft des strebsamen Mannes aufs höchste an. Es kam zur Ehescheidung. Er behielt die drei Söhne bei sich und widmete sich ganz ihnen und seinem Berufe. Auch gewann er die innere Ruhe wieder und neuen Lebensmut, allenthalben gestalteten sich die Verhältnisse für ihn günstig. Aber ein herbes Geschick anderer Art traf ihn. Im Jahre 1909 wollte er seine Lebensversicherung erheblich erhöhen. Bei der Untersuchung stellte der Arzt eine große sein Leben ernstlich gefährdende Geschwulst im Leibe fest. Leipziger Ärzte wagten nicht, ihn zu operieren, dies tat Geheimrat Professor Dr. Körte in Berlin. So schwer sie verlief, er überstand sie glücklich. Allein die Hoffnung auf dauernde Heilung ging nicht in Erfüllung. Es bildeten sich neue Geschwülste. Noch zweimal mußte er sich bei berühmten Chirurgen Operationen unterwerfen, zuletzt im Januar 1912. Auch jetzt noch erwies sich sein Körper genügend widerstandsfähig. Nach einer dritten konnte er seine Praxis wieder ausüben, nicht lange Zeit, denn im August 1912 mußte er sich legen, seine Leiden wurden immer schlimmer, ja in den letzten Monaten peinigte ihn eine schwere Verbrennung seines Leibes durch Röntgenstrahlen. In der Nacht vom 23. zum 24. November 1912 wurde er erlöst.

Frohinn und Lebensfreude waren die Grundlage seiner in Liebe, wie in Abneigung starken Persönlichkeit. In seinen frohen Tagen zeigte er Humor und Sangeslust. Die Freundschaften aus der Schulzeit pflegte er mit Treue. Mit männlichem Mute ging er jeder der bedenklichen Operationen entgegen und geduldig und friedlich, lange Zeit schon auf sein Ende gefaßt ist er aus seinem erst an heiteren, dann an so trüben Zeiten reichen Leben geschieden. Sein Lebensbild zeichnete bei der Trauerfeier in tröstenden Worten Geh. Kirchenrat D. Hartung (Grimmenser 1858—64).

Mitgeteilt vom Bruder, Herrn Oberfinanzrat Emil Otto Liebert in Leipzig (Grimmenser 1877—80). St. 1881, 6881.

6. Richard Johannes **Hohlfeld** wurde am 27. September 1857 in Burgstädt geboren. Sein Vater, daselbst als Bürgermeister angestellt, ward später Gerichtsamtman in Röttha und darauf in gleicher Eigenschaft nach Wolkenstein versetzt. Seine Kindheit verlebte er in Burgstädt, Schöneck und zuletzt in Röttha. Dort hat ihm Diakonus Höhne den ersten Lateinunterricht erteilt. Im Jahre 1869 kam der Knabe auf die Kreuzschule in Dresden und zugleich unter Julius Otto in den Kreuzschülerchor. Da sein Vater inzwischen nach Wolkenstein versetzt worden war und die dortige städtische Freistelle auf der Fürstenschule Grimma angetragen erhielt, mußte er zu seinem großen Schmerze die ihm lieb gewordene Schule verlassen. Ostern 1872 wurde er in die Untertertia des Moldanums aufgenommen. Er hat in diesem niemals rechte Befriedigung gefunden und, wie er selbst später oft äußerte, nicht dahin gepaßt. Und das müssen ihm auch seine einstigen Mitschüler bezeugen. Von seinem Tischoberen überredet, hatte er als Novex (!), ohne sich der Tragweite seiner Handlung bewußt zu sein, im kindlichen Unverstand für eine der bestehenden und verbotenen Verbindungen geworben. Dieselbe wurde aufgehoben und die Schuldigen wurden streng bestraft. Hohlfeld wurde zwar nicht fortgeschickt, aber er hatte seinen Stand bei den Lehrern verdorben. Er fand auch später, daß er verkannt würde, gab aber freilich auch dadurch Anlaß zu Tadel, daß er ernstes Streben vermissen ließ. Dazu lag die teilweise harte Behandlung durch seine Tischoberen wie ein steter Druck auf ihm und verleidete ihm die geschlossene Anstalt. Er kam sich wie ein gefangener Vogel vor. Er sehnte sich nach Herzen, die ihn verstanden und sich seiner annahmen. Aber einzelne Obere „schanden“, andere „veralberten“ ihn und das trübte ihm Lust und Mut. In Oberprima ereilte ihn das Geschick. Er hatte sich einmal arg übernommen. So verließ er St. Augustin, um, wie er sich auszudrücken pflegte, einem Rufe nach auswärts zu folgen. Dennoch aber hat er der Fürstenschule ein dankbares Andenken bewahrt und immer von seinen dortigen Lehrern mit Anerkennung gesprochen. Von den mancherlei Spitznamen, die man ihm beigelegt hatte, hat er einen: „der Herr Rat“, man darf wohl sagen als Ehrennamen durchs ganze fernere Leben mitgenommen. Hohlfeld ging von Grimma nach Leipzig und bestand dort Ostern 1879 die Reifeprüfung an der Thomasschule, um nun Theologie zu studieren. Als Student gehörte er dem akademischen Gesangverein Arion an, in dem er

viele frohe und glückliche Stunden verlebte. Nach Ablegung der Kandidatenprüfung 1882 diente er als Einjährig-Freiwilliger im 107. Infanterieregiment in Leipzig und trat dann ins Predigerkolleg zu St. Pauli ein. Er gehörte demselben ein Jahr lang an, bestand dann zu Dresden sein zweites Examen und wurde im Dezember 1884 Diakonus in Reichenbrand bei Chemnitz, im Frühjahr 1888 Pfarrer in Costewitz und 1894 Pfarrer in Elstertrebnitz.

Als Diakonus zu Reichenbrand vermählte er sich im April 1885 mit Käthe, Tochter des nachmaligen Generalarztes Dr. Meißner in Leipzig, mit der er bis an sein Ende ein äußerst glückliches Eheleben führte und die ihn wohl am besten von allen Menschen verstand und zu nehmen wußte. Der Ehe entsprossen vier Kinder, von denen Eleonore und Johannes in Reichenbrand, Gerhard und Käthe in Costewitz geboren sind.

Freund Hohlfeld hatte viel von seines Vaters Originalität geerbt und war ein nie versagender Optimist, der überall das Beste sah und fand. Er verstand es vortrefflich, mit den Leuten umzugehen und deutsch mit ihnen zu reden. Durch seinen geraden und ehrlichen Charakter, seine selbstlose Art und sein weites, warmes Herz hat er sich jeden bald zum Freunde gemacht, der ihm auf seinen Lebenswegen begegnete, und ist er ein Berater und Wohltäter für viele geworden. So hat er in den sogenannten sieben Oberdörfern sich in mancherlei Weise edel betätigt. Einer Anzahl Knaben erteilte er unentgeltlich Privatunterricht, alljährlich brachte er Schüler auf das Seminar in Borna. Auch eine Krankenpflegerin ließ er ausbilden. Dazu besaß er einen goldenen, unverwüßlichen Humor, der ihn bis in seine schwersten und trübsten Tage begleitete und sein langes, herbes Krankenlager sonnig erhellte.

In Elstertrebnitz war er in uneigennützigster Weise für jedermann zugänglich und hilfsbereit und konnte sich im Dienste anderer aufopfern. Er fragte weder nach Wind und Wetter, noch nach seiner Gesundheit, wenn es galt, einem Mitmenschen zu helfen: gleichviel ob's ein Amtsbruder war, für den er einsprang und den er durch Predigt oder Amtshandlung vertreten sollte, oder ein Armer und Kranker, den es zu erfreuen, aus schwieriger Lage zu befreien und durch schnelle, tatkräftige Hilfe zu retten galt. Dort aber konnte er auch fest zugreifen und energisch vorgehen, wenn er das als solches erkannte Gute durchzusetzen gedachte. Sein

selbständiges Wesen, sein offener, weiter Blick und sein impulsives Handeln brachten es mit sich, daß er, wo ihm das Herz durchging, weder groß nach Etikette noch nach des Gesetzes peinlichem Buchstaben fragte und manches wagte und als ganz selbstverständlich durchführte, was einem Anderen übel angestanden hätte. „Der Herr Rat“ durfte sich das erlauben; das konnte auch nur „der Rat“ fertig bringen, — hieß es oft in seinem Freundeskreise, wenn er wieder etwas ganz Besonderes und Außergewöhnliches erlebt und bewerkstelligt hatte. Und herzlich haben wir, seine Freunde, oft gelacht, wenn er in unserem Kreise diese oder jene der unzähligen Schnurren zum Besten gab, die er infolge seiner Volkstümlichkeit und seines Humors erlebt hatte. Seiner allseitigen Beliebtheit und Leutseligkeit ward vieles verziehen, und die Liebe seiner Gemeinde blieb ihm dabei ebenso gewahrt, als das Vertrauen seiner vorgesetzten Behörde. Man kannte ihn eben überall als eine lautere Natur, als einen Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte. So hat er sich nicht nur gegeben, — so war's sein eigenstes, innerstes Wesen. Als Theologe vertrat er eine gemäßigte Richtung, stand aber mehr rechts, als links.

Mitten in seiner regen, weitverzweigten Tätigkeit befiel ihn 1910 ein schweres Herzleiden, das ihn während des Winters 1911 bis Michaelis 1912 an der Ausübung seines ihm so lieben Amtes hinderte, ja ihn monatelang ans Bett fesselte. Rührend war die Liebe seiner Gemeinde und seines Kirchenpatrons Dr. Buchner, die ihn während seines Leidens geradezu trug und durch allerlei Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten den kranken Pastor und Seelsorger zu erfreuen suchte. Schon war er wie durch ein Wunder wieder genesen und von seinem Hausarzte und künftigen Schwiegersohne wieder für gesund erklärt, schon waltete er wieder in zurückgekehrter Frische seines Amtes, schon erschien er wieder von allgemeinem Jubel umbraust im Kreise seiner Amtsbrüder und Freunde, — als eine Erkältung die plötzliche Rückkehr seines alten Herzleidens hervorrief und am 25. November 1912 seinen Tod herbeiführte. Bei seiner Beerdigung legte die ungeheure Teilnahme Zeugnis ab, wie vielen er nahe gestanden, wie hoch man ihn geschätzt, wie herzlich lieb man ihn gehabt hatte.

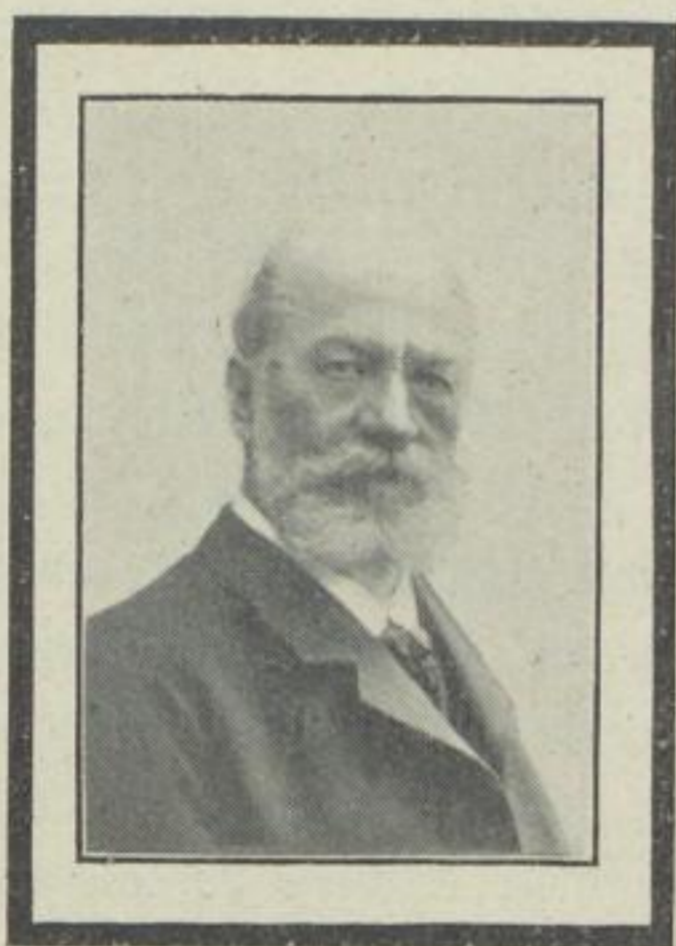
Mit den Seinen folgte die ganze Gemeinde trauernd seinem Sarge, die Behörden und Amtsbrüder und zahlreiche, zum Teil weit hergeeilte Freunde gaben seiner sterblichen Hülle das letzte Ehrengelait. Die Redner an seinem Sarge aber rollten in treff-

lichen Worten noch einmal ein lebendiges Bild seines Lebens und Wirkens auf in Amt und Familie, in Gemeinde und weiteren Kreisen.

Seine Tochter Eleonore ist verheiratet mit dem Realschullehrer Göhlert in Grimma, sein Sohn Johannes Dr. phil. und angestellt an Meyers bibliographischem Institut in Leipzig, sein Sohn Gerhard cand. med. und noch studierend daselbst, seine Tochter verheiratet mit dem praktischen Arzte Dr. med. Kolisch in Pegau.

Mir war mein guter „Rat“ stets ein treuer Freund, mit dem ich oft und gern Freud und Leid geteilt, dessen Charaktereigenschaften ich hoch geschätzt habe und dessen ich in Treue Zeit meines Lebens gedenken werde.

Eingefendet von Herrn Pfarrer Günther in Audigast (Grimmenjer 1874—1880).
St. 1873, 6629.



7. Georg Karl **Hecker** wurde am 2. August 1836 in Chemnitz geboren. Sein Vater Adolf Hecker, Kauf- und Herrherr, später Kommerzienrat, besaß die noch jetzt dort bestehende angesehenere Firma „Gottlieb Hecker & Söhne“, seine Mutter war Frau Jeanette geb. Krezschmar aus Igsheim. Seine Vorbereitung auf den Gelehrtenberuf verdankte er hauptsächlich dem damaligen Subrektor des Progymnasiums Karl August Caspari (S. 23, vergl. Grimmaisches Ecce 1890, S. 98 ff.), der eine große Anzahl Chemnitzer Knaben für das Gymnasium vorgebildet hat und ein erlesener Schulmann war. Ostern 1850 wurde er in unsere Fürstenschule aufgenommen. Er hatte sehr reiche Eltern und war von Jugend auf etwas verwöhnt, weshalb ihm das Leben im „Kasten“ nicht gleich behagt haben mag. Schwer schloß er sich an andere an. Da er nun das, was er besaß, als besonders wertvoll hinzustellen liebte, in seiner Kleidung und ganzen Erscheinung höchst „patent“ auftrat und „mit blanken Talern renommierte“, war dies nicht geeignet,

ihm viele Freunde zu gewinnen. Man nannte ihn „Herr Hecker“ im Coetus. Als Mittel- und Obergeselle war er gegen die Kleinen sehr hart. Überhaupt waren wohl seine Erfahrungen auf der Schule keine zu erfreulichen, woraus sich erklärt, daß er in seinem späteren Leben nicht mit Begeisterung von ihr sprach. Ostern 1856 ging er mit II in litteris, II a in moribus zur Universität Leipzig ab. Letztere Benschur verdankte er der Anzeige des Vaters eines Unteren, der dann noch aus Quarta abging, und einer infolgedessen über ihn verhängten strengen Karzerstrafe. Hierauf studierte er in Leipzig die Rechte. Nach bestandener 1. Prüfung wurde er zunächst in Chemnitz als Aktuar beschäftigt, 1869 wurde er Assessor in Dresden und bald etablierte er sich als Rechtsanwalt beim Königl. Oberlandesgericht. Zwar war er ein unermüdlicher gewissenhafter Arbeiter, jedoch infolge seiner Gründlichkeit konnte er über Kleinigkeiten nicht hinwegkommen. So brachte er es zu keiner größeren Praxis, ungeachtet eifriger Vertretung seiner Klienten. 1884 gab er sie auf, erwarb ein schönes Besitztum in Oberlößnitz und ließ sich dort 1886 eine stattliche Villa bauen und ganz nach seinem Geschmack einrichten, um nun ganz seinen künstlerischen Neigungen zu leben. Ein schöner Zug war es doch, daß er seinen früheren Mitschüler und nunmehrigen Pfarrer, Karl Bernhard Henrici in Raditz (S. 51) bat, zum Einzuge ins neue Heim eine feierliche Hausweihe zu halten und nach dieser ihm, seiner Gattin und den Dienstboten das heilige Abendmahl zu reichen, auch den Kantor mitzubringen, damit dieser das Harmonium spielen und den Gesang leiten könnte. Die Feier verlief in erhebendster Weise und es schloß sich ein hochfeines Diner an, bei dem er von seiner Vergangenheit mit sichtlicher Bewegung und eingehend sprach, dem Herrn die Ehre gebend. Öfters besuchte er die Gottesdienste in Raditz und fast regelmäßig die im Betsaale zu Oberlößnitz, zumeist mit seiner Frau, mit der er in glücklichster Ehe lebte, doch kinderlos. In seiner Villa herrschte bis in den letzten Winkel peinlichste Sauberkeit, und die ganze Einrichtung verriet den Kunstkenner. Im Sommer war er meist auf Reisen in den Schweizer und Tiroler Alpen, betrieb eifrig den Bergsport und widmete sich außerdem unter Führung der bekannten Münchener Maler Sendtner und Hendorff der Malerei. Nach seiner Rückkehr führte er die an Ort und Stelle aufgenommenen Skizzen in seinem praktisch eingerichteten Atelier, das zahlreiche Bilder seiner Hand schmückten, mit großem Fleiße

aus. Als seine Gattin vor acht Jahren ziemlich plötzlich verschieden war, ging aus allem hervor, wie er mit ihr verwachsen gewesen war und wie er sich nun erst recht vereinsamt fühlte. Denen, mit welchen ihn Freundschaft verband, hielt er bei all seinen Eigenheiten stete Treue, in jeder Beziehung zuverlässig. Vielen erschien er als ein Sonderling, tat aber Gutes, wo er konnte.

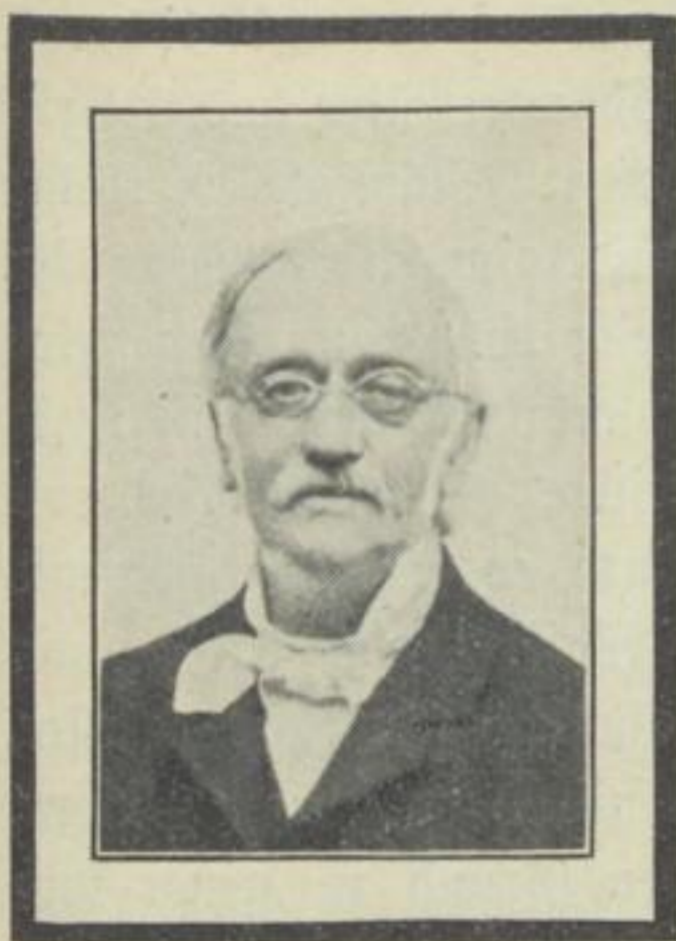
Da er, wie erwähnt, Kinder nicht besaß, außer einem Neffen auch keine näheren Verwandten, entschloß er sich, als Haupterbin seines ansehnlichen Vermögens die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, der er seit langem großes Interesse entgegengebracht hatte, einzusetzen. Außerdem bedachte er drei Wohltätigkeitsvereine in Oberlöbnitz und eine große Anzahl von Personen, die er im Leben schätzen gelernt hatte, darunter auch seinen Neffen mit ansehnlichen Vermächtnissen. Ebenso haben seine beiden vor wenigen Jahren in Dresden ledig verstorbenen Schwestern ihr großes Vermögen zu milden Zwecken bestimmt gehabt, die eine namentlich für die Dresdner Diakonissenanstalt, die andere zur Begründung eines Heims für alleinstehende ältere Frauen und Mädchen für den Landesverein für Innere Mission, das jüngst in Weinböbla eröffnet worden ist unter dem Namen „Wilhelma“.

Am 12. Dezember 1912 ist er in Oberlöbnitz verstorben im 77. Lebensjahre. Auf seine Anordnung wurde seine entseelte Hülle in Chemnitz eingeäschert. Vorher aber hielt, wie er auch gewünscht hatte, sein letzter Pfarrer, Schmidt in Radebeul im engeren Freundeskreise eine Trauerfeier in der Villa ab mit Rede über die von ihm noch erwähnten Sprüche Matth. 5, V. 7. 8. 9, die in Wahrheit auf ihn angewendet werden konnten.

Nach Mitteilungen des Herrn Geh. Justizrat Ulrich in Chemnitz, seines alten Freundes, und des Herrn Pfarrers em. Henrici in Dresden, sowie eines ehemaligen Untergefellen verfaßt.

St. 1850, 5987.

8. Heinrich Hermann **Pause**, zuletzt dem Lebensalter nach der Senior der Altgrimmenser, erblickte das Licht der Welt in Waldheim am 27. Februar 1824. Seine Eltern waren der med. prakt. Ernst Fürchtegott Pause und Frau Christiane Ernestine geb. Müller. Er war noch ein Kind, als sein Vater nach Colditz



übersiedelte. Von da kam er auf das Moldanum, dessen Zögling schon sein älterer Bruder war, Michaelis 1838. Sein mit ihm aufgenommener Mitschüler, Pfarrer em. Teufer in Dresden-Striesen (S. 37), der auch später mit ihm freundschaftlich verbunden geblieben ist, sagt, er habe sich durch sein friedliches Wesen, seinen Fleiß und seine Kenntnisse die Achtung und Liebe des ganzen Coetus, wie auch aller Lehrer erworben und in allen Klassen zu den Besten gehört. Am Schulfeste

1843 wurde er primus scholae. Dieses wurde durch die Zusammenkunft von 135 ehemaligen Schülern der verschiedensten Jahrgänge ausgezeichnet, war auch nach dem Amtsantritte Eduard Wunders als Rektor das erste. Im Mai und Juli hatten Pforta und Alfra ihre dritte Jubelfeier begangen unter Teilnahme zahlreicher früherer Schüler. Die in Grimma lebenden ehemaligen Augustiner luden für den 14. und 15. September ein, weil ja unsere Fürstenschule die dritte jener Anstalten ist, die Herzog Moriz im Jahre 1543 gründen zu wollen erklärt hatte, wenn sich auch die Eröffnung um sieben Jahre verzögerte. Die Einladung hatte erfreulichen Erfolg. U. a. fand am 15. September in der Aula ein Aktus statt, bei dem der neue Primus Heinrich Hermann Pause die alten Herren mit einer lateinischen Ode begrüßte und in deren Namen der Superintendent D. th. von Zobel aus Borna (S. 1787) antwortete. Ostern 1844 schied Pause von der Schule mit I in litteris und Ib in moribus, worauf er in Leipzig, wie sein älterer Bruder Medizin studierte. Nach Absolvierung des Studiums übte er vorübergehend die ärztliche Praxis in Glauchau aus, dann ließ er sich in Colditz nieder. Dort verheiratete er sich mit Luise geb. Zschau und übernahm die seinem Schwiegervater gehörige Steingutfabrik „R. A. Zschau“, die er neben seiner beruflichen Tätigkeit jahrelang leitete. Außerdem war er durch das Vertrauen seiner Mitbürger lange Zeit Stadtverordneter und durch das des Wahlkreises Colditz Abgeordneter der 2. Kammer der Ständeversammlung in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es erblühte ihm auch ein reiches Familienglück und von einer zahlreichen Kinderschar sah er sich umgeben,

für deren Erziehung und Ausbildung er rastlos und liebevoll sorgte. Freilich in Colditz und dann in Cölln betriübte das Elternpaar der Tod mehrerer erwachsener Töchter. Nämlich im Jahre 1876 verkaufte er die Steingutfabrik und ging nach Cölln bei Meißen, das jetzt in diese Stadt einverleibt ist. Auch hier fielen dem Arzte die Sympathien bald zu und erkannte man sein reges Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten. Dem Gemeinderate und dem Schulvorstande des Ortes gehörte er geraume Zeit an. Namentlich die Errichtung des Cöllner Wasserwerkes hat er mit allen Kräften gefördert. Erst in späten Jahren zog er sich von aller, auch der ärztlichen Tätigkeit zurück, doch nicht, um ganz zu feiern.

Hatte die Fürstenschule Grimma den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis griechischer und römischer Schriftsteller gelegt, so blieb er ein warmherziger Vertreter der humanistischen Bildung bis ins höchste Greisenalter und hing bis zuletzt mit großer Dankbarkeit an seiner einstigen Bildungsstätte. Wenn es ihm irgend möglich war, fand auch er sich an besonderen Gedenktagen in ihr ein. Bei ihrem 350 jährigen Jubiläum 1900 widmete er ihr eine metrische Übersetzung der Oden und Epoden des Horaz und schrieb dazu:

„Wenn ich zur Feier des geliebten Moldanums auch
 „mir gestatte, eine kleine Festgabe darzubringen, so hoffe
 „ich, daß sie wohlwollende Aufnahme finden werde, wenn
 „ich hinzufüge, daß sie nur als Ausdruck meiner dankbaren
 „Gefinnungen gegen Ihre Schule von Ihnen aufgenommen
 „sein will. Die in dem lieben Moldanum uns eingepflanzte
 „Liebe zu den alten Schriftstellern hat weder die Länge der
 „Zeit, noch das Ringen im Berufe auszulöschen vermocht,
 „gern habe ich inmitten aller Arbeit bei ihnen nicht bloß
 „Erquickung, sondern auch Trost und Stärkung gefunden.“

Er hatte auch die Freude, daß zwei seiner Söhne der Wohltat der Erziehung und Ausbildung in einer Fürstenschule, der zu St. Afra, teilhaftig wurden und mit Ehren sie verlassen konnten.

Seine Gattin verlor er vor wenigen Jahren und immer mehr wurde es um ihn still. Fast das 89. Lebensjahr zu vollenden wurde ihm vergönnt. Am 13. Dezember 1912 entschlief er nach schwerem Leiden. Eine ansehnliche Trauerversammlung wohnte mit den Kindern und zwei betagten Schwestern des Verewigten

am 16. Dezember der Beisetzung bei. Man sah bei ihr den vorigen Rektor von St. Afra, Geh. Studienrat Dr. Peter und seinen Nachfolger, Oberstudienrat Dr. Böschel, den Oberschulrat Dr. Gelbe und mehrere Ärzte, im Namen der Stadtgemeinde waren Bürgermeister Dr. Goldfriedrich, Stadtrat Graf und Stadtverordneter Schippel erschienen. Pfarrer Schönknecht hielt in der alten Johannisikirche die Standrede. Der Verstorbene fand seine letzte Ruhestätte bei denen seiner Ehegattin und seiner Töchter.

An Heinrich Hermann Pause und seine Wirksamkeit im Gemeinderate erinnert eine Stiftung zum Besten des Bürgerheimfonds, die heute mit den Zinsen auf 2833 Mark angewachsen ist. Aber auch in unserem Moldanum wird sein Andenken wach erhalten. Nach der Beerdigung ging bei der Inspektion folgendes Schreiben ein:

Schenkung an die Königliche Fürsten- und Landesschule
St. Augustin in Grimma.

Entsprechend einem Wunsche ihres am 13. Dezember 1912 verstorbenen Vaters, des Dr. med. Heinrich Hermann Pause weiland in Meissen, eines ehemaligen Schülers der Fürstenschule zu Grimma, überweisen die Unterzeichneten

Fünfhundert Mark

in 4%igen Kreditbriefen des Landwirtschaftlichen Kreditvereins im Königreiche Sachsen als Fonds zu einer

Pauseschen Stiftung.

Der jährliche Zinsertrag soll einem Unterprimaner für die beste zu Ostern festgestellte Leistung im Latein nach dem Beschlusse des Lehrerkollegiums ausgezahlt werden.

Meissen, den 18. Dezember 1912.

Medizinalrat Dr. Pause.

Marie Müller geb. Pause.

Königl. Oberförster Paul Pause.

Divisionspfarrer Max Pause.

Der genannte Medizinalrat Dr. Karl Hermann Pause war Afraner 1866—72 und ist Augenarzt in Altenburg, der Oberförster Paul Pause ist in Hirschberg bei Olbernhau angestellt, der Divisionspfarrer Max Ernst Fürchtegott Pause, Afraner 1883—89, wirkt in Chemnitz, Frau Marie Müller geb. Pause lebt verwitwet in Dresden.

Der oben erwähnte ältere Bruder des Verstorbenen, Namens Ernst Fürchtegott, war Schüler des Moldanums Michaelis 1835 bis dahin 1841 und starb als Dr. med. und Ehrenbürger der Stadt in Meerane am 18. März 1884 (vergl. Grimmaisches Ecce 1884, S. 54 ff.), und sein jüngerer Bruder Eduard Albert, Grimmenser von Ostern 1849 bis dahin 1855, starb als Rechtsanwalt in Chemnitz am 24. September 1901 (vergl. Grimmaisches Ecce 1902, S. 14 ff.).

Verfaßt auf Grund von Mitteilungen des Herrn Medizinalrats Dr. Pause in Altenburg, des Jahresberichtes unserer Schule von Ostern 1913 und anderer Nachrichten. St. 1838, 5657.



9. Oskar Bruno **Kirsten** war der zweite Sohn des Kantors und Organisten Friedrich Hugo Kirsten in Radeberg. Sein Geburtstag war der 6. Juli 1847. Den ersten Unterricht erhielt er in der dortigen Bürgerschule. Gleichzeitig unterwies ihn sein Vater im Latein, etliche Geistliche erteilten ihm Griechisch. Ein hervorragender, durch die strenge Schule des Vaters gegangener Sopranist, wurde er Michaelis 1861 in das Alumnat der Thomasschule in Leipzig aufgenommen.

Allein er hatte den sehnlichen Wunsch, Fürstenschüler in Grimma zu werden, wie sein älterer Bruder Gustav. Da er gesanglich sehr in Anspruch genommen war, drohte dies seine wissenschaftliche Ausbildung und auch seine körperliche Entwicklung zu hemmen. So entschloß sich der Vater, obgleich mit schweren Opfern, ihn dem Moldanum zuzuführen. Gleich konnte er eine Freistelle nicht erhalten. Da war es Professor Dr. Dinter, der es ihm erleichterte. Derselbe hat ihm und seinen beiden Brüdern so viel Wohlwollen, auch als ihr Verlagslehrer bewiesen, daß sie ihm lebenslang dankbar geblieben sind. Nämlich als Gustav Ostern 1865 die Universität bezog, folgte ihm in die Anstalt der jüngste Bruder Hugo, der sich der Fürsorge Brunos noch drei Jahre erfreuen konnte. Von Ostern 1862—68 gehörte dieser der Schule an. Kurz vor der Abgangsprüfung erkrankte er so sehr an den Lungen, daß

ihm ein Teil der Aufgaben erlassen wurde. Und von Ostern bis Michaelis 1868 mußte er sich jeder wissenschaftlichen Arbeit enthalten. Dann studierte er in Leipzig Theologie. Immer noch mußte er vorsichtig leben, jedoch er war ein wohlgemuter Student und fühlte sich im „Paulus“ äußerst glücklich. Ostern 1872 bestand er das 1. theologische Examen, worauf er provisorischer Lehrer an der 3. Bürgerschule in Leipzig wurde. Deren Direktor Ramshorn nahm mit Vorliebe junge Theologen in sein Kollegium auf. Schon Pfingsten 1873 erlangte er die Stelle eines Oberlehrers an der Realschule I. Ordnung in Döbeln. Bis Michaelis 1876 ist er in ihr verblieben. Er legte da die Wahlfähigkeitsprüfung ab und das Ev.-luth. Landeskonsistorium berief ihn zum Prediger und Hauptlehrer der Königl. Sächs. ev.-luth. Beamten-gemeinde in Böhmisches-Bodenbach. 1883 übernahm er das Pfarramt Richtenhain bei Schandau und 1894 das Pfarramt Magdeborn, Ephorie Leipzig II. In seinen drei Gemeinden wurde seine Gewissenhaftigkeit und Treue anerkannt, so daß, wenn er schied, die Verehrung vieler ihm blieb. Wahrhaftigkeit und Güte zeichnete ihn aus. Namentlich als Pfarrer von Magdeborn hat er in besonderer Richtung Bedeutendes geleistet. Ein Antiquitätenhändler in Leipzig hatte sein Vermögen, mehrere Hunderttausende seiner Heimatkirche Magdeborn letztwillig vermacht. Doch war dies Vermögen zum Teil in Antiquitäten, auch liegenden Gründen, die nicht verkauft werden sollen, bestehend und auch sonst schwierig angelegt, so daß Pfarrer Kirsten zuerst mit der Freimachung, dann mit der Verwaltung des Nachlasses ganz gewaltige Mühwaltung hatte. Auch der Bau einer neuen Pfarre und eines Lehrerhauses, die Renovation der Kirche, alles mit Stiftungsmitteln d. h. Anleihen, die aus den Erträgnissen der Stiftung gedeckt wurden, erforderten viel Sorge und Anstrengung. Infolgedessen hatte der Pfarrer die letzten Jahre bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit viel zu tun. Viele meinen, er habe sich dabei überarbeitet und so sein immerhin frühes Ende herbeigeführt. Nach seinem Tode sendeten Landeskonsistorium und Kultusministerium Beamte zur Rechnungsprüfung nach Magdeborn, die alles für richtig und vortrefflich befanden. Seine Treue wurde darauf ausdrücklich von den genannten Behörden gelobt. Aber, wie gesagt, da war er schon nicht mehr. Am 15. Dezember 1912 hatte er noch früh Adventsgottesdienst gehalten und nachmittags eine dreistündige Kirchenvorstandssitzung, im Kreise der Seinen setzte er sich nieder, augenscheinlich abgesspannt

und plötzlich erlitt er einen tödtlichen Gehirnschlag. Die Bestürzung war allgemein und die Liebe der Parochianen und weiter Kreise trat bei der Beerdigung in erhebender Weise zutage. Sein Ephorus, Geh. Kirchenrat D. Hartung aus Leipzig (S. 58) hob in seiner Rede, selbst tief bewegt, hervor, was die Gemeinde, die Kirche an ihm gehabt hatte.

Bruno Kirsten hatte sich im Herbst 1876 mit Marie, Tochter des Dr. med. Böhme in Radeberg verheiratet. Sechs Kinder entsprossen der Ehe, fünf noch unverheiratete Töchter, Namens Margarete, Elisabeth, Johanna, Katharine, Marie und ein Sohn, Namens Paul. Leider aber erlag nach der Geburt des sechsten Kindes, eines Mädchens, die Gattin einem Kindbettfieber. Zwei Jahre später führte der Witwer Klara, Tochter des Gutsbesizers, Amtmanns Erbe in Tilleda am Kyffhäuser als seine zweite Ehefrau heim. Er hatte sie im Hause des Pfarrers Grieshammer in Schandau, der jetzt Superintendent und Oberkirchenrat in Meissen ist (N. 54), kennen gelernt. Diese zweite Ehe ist kinderlos geblieben, hat ihm aber auch reiche Befriedigung gewährt.

Der erwähnte Sohn Paul war Fürstenschüler in Grimma 1903—10, studierte in Leipzig Mathematik und steht jetzt in seinem Staatsexamen, der ältere Bruder, Gustav Hugo, Grimmenser 1859—65, lebt als emeritierter Pfarrer von Forchheim in Blasewitz, der jüngere, Friedrich Hugo, Grimmenser 1865—71, ist Konrektor und Studienrat am Realgymnasium in Döbeln.

Mitteilungen dieses jüngeren Herrn Bruders und des Herrn Geh. Kirchenrat D. Hartung in Leipzig lagen diesem Nekrolog zugrunde.

St. 1862, 6318.

10. Franz Alexander **Tilles** Wiege stand in Lauenstein. Sein Vater Franz Louis Tille war daselbst Pfarrer. Seine Mutter war Emilie Mathilde geb. Schulze. Der 30. März 1866 war sein Geburtstag. Acht Jahre war er alt, als die Familie in das Pfarrhaus Dürrweitzschen übersiedelte. Von dort bezog er unser Moldanum Ostern 1880. Ein früherer Klassengenosse teilt mit, er sei befähigt und fleißig gewesen, habe sich immer ziemlich oben in der Klasse gehalten und schon damals sich für Germanistik sehr interessiert, es sei auch staunenerregend gewesen, was er in einer Stunde für den deutschen Aufsatz habe zusammen-



schreiben können, endlich habe er eine Suade gehabt, wie wenige. Wenn er nicht allzu beliebt in der Klasse war, dürfte dies an seinem früh entwickelten Selbstbewußtsein gelegen haben. Ostern 1886 ging er zur Universität ab. Dort hat er wohl Germanistik und Literaturgeschichte studiert. Er promovierte dann zum Dr. phil. und 1892 finden wir ihn als Lektor für deutsche Literatur an der Universität Glasgow. Bald wurde er, sozusagen, zu einer Berühmtheit.

Der Herausgeber kann leider in letzter Stunde nur referieren, was er über seinen ferneren Lebensgang und seine Leistungen in Zeitungen gefunden hat und weiß nicht, inwieweit es zutreffend oder einseitig ist. Darnach wäre er der Typ eines Menschen gewesen, der durch verkehrte und verkehrt angewendete Theorien auf einen falschen Weg geraten war und sich immer tiefer hinein verrannte. Er ging von Darwin und Nietzsche aus und schrieb Bücher zur Umwertung aller Werte. Solange er dies als Lehrer an der Universität Glasgow tat, war es nicht schlimm. Aber es traf sich, daß in der Zeit des Burenkrieges die Studenten dort ein burenfreundlicher und England tadelnder Artikel erzürnte, den er in der „Woche“ veröffentlicht hatte. Sie wollten ihn in den Clyde werfen, aber er zog es vor, nach Deutschland zurückzukehren, wo seine Affäre genug Aufsehen gemacht hatte. Es war im Jahre 1900. Er rächte sich mit einem Buche über „Englands Flegeljahre“. Die wütenden Angriffe gegen die englischen Gewerksvereine, die darin enthalten waren, trugen ihm die Liebe Buecks ein, der ihn zuerst im Zentralverband Deutscher Industrieller beschäftigte und dann ihm in eine Stellung in Saarbrücken verhalf. Er wurde Syndikus der dortigen Handelskammer. Als solcher hat er eine äußerst fruchtbare literarische Tätigkeit entfaltet. Eine lange Reihe Bücher und Broschüren hat er verfaßt, ferner die „Südwestdeutschen Wirtschaftsfragen“, die „Südwestdeutschen Flugschriften“ und die „Sozialwirtschaftlichen Zeitfragen“ herausgegeben, endlich auf Anlaß der Hinterbliebenen des Freiherrn von Stumm-Halberg, des Patrons der ganzen von Tille vertretenen Richtung im Reiche „Saarabien“ dessen Reden (12 Bände, 1907 — 1911).

Durch diese publizistische Fruchtbarkeit und sein Auftreten gegen Lujo Brentano hat sich Tille immer mehr den früheren Ruf verschert, den er sich in Glasgow als Dozent und durch sein unerschrockenes Auftreten in der Burenfrage erworben hatte. Damit ist dann leider auch die Erinnerung an die gar nicht unbedeutenden Verdienste fast verloren gegangen, die er sich während der ersten Periode seines literarischen Schaffens errungen hatte. Anfänglich arbeitete er mit seinem Schulfreunde Kurt Pfüze zusammen; wie dieser sich nach seinem Geburtsorte Grottewitz nannte (Grimmaisches Ecce 1905, S. 86 ff.), so schrieb er unter dem Namen „Alexander Lauenstein“; sie gaben gemeinsam die literarische Streitschrift „Sonnenaufgang“ 1890 heraus. Pfüze huldigte der modernsten und radikalsten Richtung. Tille bemühte sich mit Glück namentlich um die Aufhellung der Entwicklung des Faustthemas: „Die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust“ (1890), „Eine Ausgabe des Volksstücks von Dr. Johann Faust“ (1890), „The artistic treatment of the Faust legend“ (1893), „Die Faustsplitter in der Literatur des 16.—18. Jahrhunderts“ (1898 bis 1904), „Bilderverzeichnis der Bode-Tilleschen Faustgalerie“ (1899), „Das katholische Fauststück“ (1905), die letzten drei auf der großen Faustiana-Sammlung Major Bodes beruhend. Ein zweites Forschungsgebiet pflegten seine „Geschichte der Deutschen Weihnacht“ (1893) und „Yule and Christmas“ (1898). Außerdem trat er, besonders in England, für Friedrich Nietzsche ein; außer dem Buche „Von Darwin bis Nietzsche“ (1895) mit einer englisch-amerikanischen Ausgabe seiner Werke und einer englischen Übersetzung „Thus spoke Zarathustra“ (1896). Eine verständnisinnige Anthologie „Deutsche Lyrik von heute und morgen“ (1896) war ebenso gelungen, wie „German songs of to day and to morrow“ (1895).

In Saarbrücken übte Dr. Tille einen beträchtlichen Einfluß auf die Geistesrichtung der industriellen Kreise aus, deren Berater er war, und da kann man wohl sagen, daß es wenige Personen gibt, die sozialpolitisch so bedenklich gewirkt haben, wobei ihm eine außerordentliche Arbeitskraft zustatten kam. Alles, was auf diesem Gebiete längst zum Gemeingut weiter Kreise geworden ist, hat er aufs heftigste bekämpft, aber nicht, wie der von ihm verehrte Freiherr von Stumm aus einer eingeborenen patriarchalischen Anschauung heraus, sondern auf Grund einer Theorie. Wer diese Theorie nicht kannte und etwa die Wirtschaftskorrespondenz in die Hand

nahm, die er herausgab, konnte seinen Spaß haben. Sie hatte ihre eigene Terminologie und stellte alles auf den Kopf. Mit Wut stürzte er sich auf den „Sozialmoralismus“, d. h. auf die in der Wissenschaft, aber nicht bloß in ihr vertretene Anschauung, daß im sozialen Leben nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch ethische Gesichtspunkte maßgebend sein sollen. Die Sozialpolitik war ihm ein einziger, großer Irrtum, der Unternehmer mußte nach seiner Ansicht unbeschränkt sein, und die Gewerkschaften, die dem auch entgegenwirken, erklärte er für eine Erpresserbande, gegen die der Strafrichter einschreiten mußte. Das hat er nach und nach in dicken Büchern dargelegt, außerdem in Broschüren, Vorträgen und Artikeln, aber alles zusammen ist im Kern immer dasselbe: natürliche Auslese und Übermensch. Der Grundfehler, den er, wie alle Leute dieser Art, gemacht hat, ist der, sich nicht darum zu kümmern, daß der Mensch kein Zuchtvieh ist und im Leben der Gesellschaft gewisse Prinzipien gelten, die in der bloßen Natur allerdings keinen Platz haben. Es hat an Widerstand gegen Tilles Lehren in seinen eigenen Kreisen nicht gefehlt, so hat sich die nationalliberale Partei öffentlich von ihm losgesagt. Aber er hat eben doch seine Ideen zu verbreiten gewußt, wobei ihm der Umstand als Behülfel diente, daß er die rein geschäftlichen Interessen der Industriellen, denen er diente, mit großem Eifer wahrnahm. Er hat mit Stolz erklärt, daß er nie ein Lehrbuch über Nationalökonomie gelesen habe, er kannte nur Schriften über einzelne Themata. Obwohl er nie in die systematischen Gedanken dieser Wissenschaft eingedrungen war, hielt er sich für berufen, sie kritisch zu vernichten. Doch hat er in manchen Kreisen, wenn auch nicht in wissenschaftlichen, mit seinen Anschauungen eine Rolle gespielt.

Kurz, ehe der Prozeß stattfinden sollte, den Professor Lujo Brentano gegen Tille wegen einer Schrift angestrengt hatte, in der er den „akademischen Klassenmoralismus“ und insbesondere Brentano mit zahlreichen Invektiven bedacht hatte, was seine letzte Tat im Kampfe gegen die deutsche Nationalökonomie gewesen ist, entsank ihm die Feder, die er so rastlos und unerschöpflich geführt. Am Schreibtische in seinem Geschäftszimmer betraf ihn ein Schlaganfall am 16. Dezember 1912 vormittags, der seinen Tod herbeiführte.

In erster Ehe ist er, wie dem Herausgeber mehrfach versichert wurde, mit einer Jüdin verheiratet gewesen. Das Bild, das

sein jüngerer Bruder uns geliehen hat, stammt aus dem Jahre 1905, wo er vor der zweiten Verheiratung stand.

Daß er in anderen Kreisen angesehen war, geht aus folgendem Nachrufe in den „Alldeutschen Blättern“ 1913, S. 15 hervor:

„Das Ende des verflossenen Jahres hat dem (alldeutschen) Verbands noch zwei herbe Verluste gebracht. In Saarbrücken verschied am 16. Dezember plötzlich mitten in der Arbeit vom Herzschlag getroffen

Dr. Alexander Tille,

der durch seine volkswirtschaftlichen Schriften und seine Tätigkeit im industriellen Lager weitbekannte Syndikus der Saarbrückener Handelskammer, früherer Universitätsdozent in Glasgow. Ein arbeitsreiches Leben fand damit sein allzufrühes Ende. Dr. Tille stand erst im 47. Jahre. Stets war er ein treuer, tatkräftiger Vertreter der alldeutschen Sache, seit Jahren gehörte er dem Vorstande des Verbands an (usw.).

Mainz, den 1. Januar 1913.

Namens der Hauptleitung

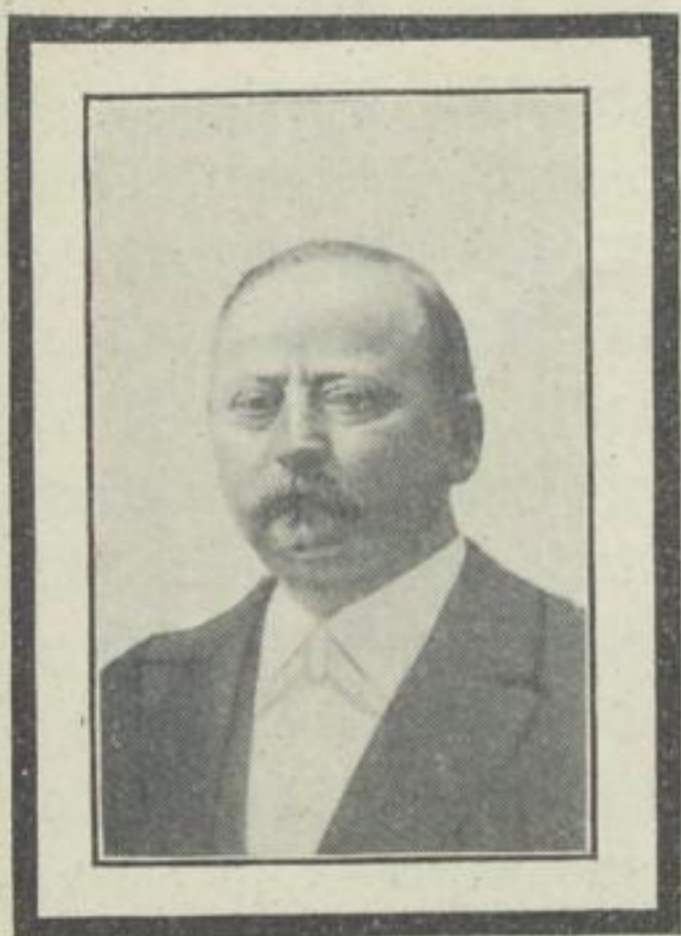
Glaß.“

Alexander Tilles Verbindung mit den Mitschülern hörte eigentlich sehr bald nach seinem Schulabgange auf, abgesehen von der mit Pfüke. Er ist auch nie zu den Zusammenkünften in Grimma erschienen. Er war eben den Verhältnissen, die ihm klein erscheinen mochten, entwachsen.

Sein Bruder Dr. phil. Franz Armin Tille, Grimmenser 1884—1890, war bisher ständischer Bibliothekar in Dresden und ist neuerdings zum Direktor des Großherzoglichen Staatsarchivs und des Sachsen-Ernestinischen Gesamtarchivs in Weimar ernannt worden.

St. 1884, 6834.

11. Erwin Richard **Schwarz** wurde dem Großkaufmann Herwart Schwarz zu Oschatz von seiner Ehefrau Mathilde geb. Müller am 14. April 1850 geboren. Im Elternhause verbrachte er die ersten glücklichen Jahre, bis er den Vater verlor. Ostern 1865 kam er auf das Moldanum. Vorerst war er Extraneeer bei dem Professor Dr. Koch, jetzigem Kais. Russ. Staatsrate in



Dresden-Blauen, dem er jederzeit ein treues Gedenken und dankbare Anhänglichkeit bewahrt hat. Nach 1 1/2 Jahren erlangte er eine Koststelle im Alumnat, als sie aber abgelaufen war, kehrte er, wieder Exthaneer, in das Kochsche Haus zurück. Sein damaliger Verlagslehrer und väterlicher Freund schreibt: Schwarz zeigte sich als wohlerzogener Sohn einer trefflichen feingebildeten Mutter und wußte durch sein bescheidenes und dabei immer freundliches Wesen bald unsere herzlichste Zuneigung zu gewinnen. Freilich den hohen Anforderungen einer Fürstenschule zu genügen, wurde ihm nicht leicht. Krankheit hatte seine Entwicklung aufgehalten, er war bereits 15 Jahre alt, aber klein von Wuchs. Er hatte dann mehr, als die übliche Zeit zur Erreichung des Zieles nötig. Als Unterprimaner im Januar 1870 nahmen wir ihn für die noch übrige Zeit wieder bei uns auf, konnten ihm auch ein besonderes Studierzimmerchen einräumen. So sehr wir aber, gewöhnt, nur jüngere Schüler um uns zu haben, allerhand Mißhelligkeiten gefürchtet hatten, so angenehm hat er als 22jähriger uns enttäuscht: er wurde mir ein wackerer Helfer bei der Erziehung und Heranbildung der jüngeren Pensionäre und ein lieber Freund unserer heranwachsenden Kinder. Er wollte als ein Glied unseres Familienkreises betrachtet werden. Gern haben wir ihm diesen Wunsch erfüllt. Und so werden wir auch des nun Dahingeshiedenen stets in Liebe gedenken.

Mit der Fürstenschule verknüpften sich für Erwin Schwarz Erinnerungen, die zu den schönsten seines Lebens gehörten. Wie oft sprach er später in der Familie von den herrlichen Stunden in Grimma! Die Ausflüge nach Nimbschen, der freundschaftliche Verkehr der Schüler untereinander und auch nächtliche Fahrten, obwohl sie verboten gewesen waren, gaben ihm immer wieder Stoff. Noch während seiner Schulzeit wollte er den großen Krieg als Freiwilliger mitmachen. Zu seinem großen Leidwesen wurde er aber bei der Stellung zurückgewiesen. So bezog er Ostern 1872 die Landesuniversität, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Schon nach zwei Semestern ging er auf ein Jahr nach Straßburg. Die Eindrücke, welche die dort auf Schritt und Tritt auf-

tauchenden, noch fast unverwischten Spuren der Belagerung auf ihn machten, hatten eine tiefe Wirkung. Nach Leipzig zurückgekehrt legte er 1877 die Staatsprüfung ab und wurde bald darauf am Amtsgerichte Bischofswerda Akzessist. Hier lernte er die einzige Tochter des Rechtsanwalts und Notars Koch, Flora Maria, kennen. Obwohl er bald eine tiefe Zuneigung zu ihr gefaßt hatte, erklärte er sich ihr erst nach seiner 1878 erfolgten Anstellung als Referendar und Amtsanwalt in Roßwein. Am 14. April 1880, seinem 30. Geburtstage, konnte er sie heimführen. Am 29. April 1881 wurde dem Paare der erste Sohn geboren, Felix, jetzt Diplomingenieur und Bergreferendar an der Königl. Sächs. Berginspektion Zwickau. Ostern 1884 wurde er in gleicher Eigenschaft, wie in Roßwein, an das Amtsgericht Leipzig versetzt. Dort wurde ihm der zweite Sohn geboren, Rudolf, am 31. Dezember 1885, der jetzt Buchhändler in Dresden ist. Dem Dienst bei dem Gerichte entsagte er im Jahre 1888. Da trat er als juristischer Hilfsarbeiter in die Verwaltung der Textil-Berufsgenossenschaft in Leipzig ein, um jedoch schon am 1. Januar 1889 einem Rufe nach Dresden als juristischer Direktor der neugegründeten land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft für das Königreich Sachsen zu folgen. Jetzt begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Im Ausbau dieser Gesellschaft, die er anfangs mit einem landwirtschaftlichen Direktor zusammen, nach dessen Tode aber allein leitete, erblickte er seinen Lebenszweck, ihm galt seine rastlose Arbeit bis zuletzt. Mit selbstlosem Pflichteifer ging er in seiner Tätigkeit auf. Sein Wahlspruch war: erst das Amt und dann die Familie! Und doch fand er Zeit, sich den über alles geliebten Seinen zu widmen. Kein Vergnügen und keine Zerstreuung ohne sie! Eine selten harmonische Ehe, die der Tod so unerwartet geschieden hat! Not und Sorgen blieben ihr fern, von treuer Liebe war sie getragen. Kein allzugeseelliges Leben wurde geführt, sah man auch gute Freunde und liebe Verwandte öfter im Hause — die rauschenden Vergnügungen der Großstadt zogen nicht an, man war sich in diesem stillen Familienglück selbst genug. Doch eines ließ sich Erwin Schwarz nicht nehmen, die allmonatlichen Zusammenkünfte ehemaliger zumeist gleichalteriger Augustiner in „Stadt Gotha“ mußte er besuchen. Dort war er auch gern gesehen mit seinem geraden, gemütvollen Sinn, seinem Humor, mit dem es ihm immer gelang, auch den wenigen ihm entgegentretenden Widrigkeiten des Lebens die gute Seite abzugewinnen.

Im Jahre 1896 hatte er die Haftpflichtgenossenschaft sächsischer Landwirte ins Leben gerufen und ihre Leitung im Nebenamte übernommen.

Die Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm im Jahre 1909 durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse vom Albrechts-Orden zuteil. Noch ein Jahr und er hätte auf das 25jährige Bestehen der Berufsgenossenschaft und damit die eigene an deren Spitze verbrachte Amtszeit zurückblicken können. Daß er dies erleben würde, konnte er hoffen, denn Krankheit hatte ihn so gut wie nie seit der Kindheit angefochten. Doch es kam anders:

Das Jahr 1912 hatte ihm vermehrte Arbeit gebracht. Es galt, die neue Reichsversicherungsordnung durchzuarbeiten und den gesamten Geschäftsgang der Berufsgenossenschaft darauf einzurichten. Dieses Werk hatte er ziemlich vollendet, als ihn Ende Oktober eine heftige Influenza aus seiner Tätigkeit riß und auf einige Wochen zu feiern zwang. Nur auf dringende Mahnungen des Arztes nahm er nicht schon als Rekonvaleszent die gewohnte Arbeit wieder auf. Anfang Dezember war er anscheinend völlig hergestellt und von den Seinen war damit eine schwere Sorge genommen; im nächsten Jahre wollte er sich nun endlich einmal eine ordentliche Ruhe gönnen. Was geschah?

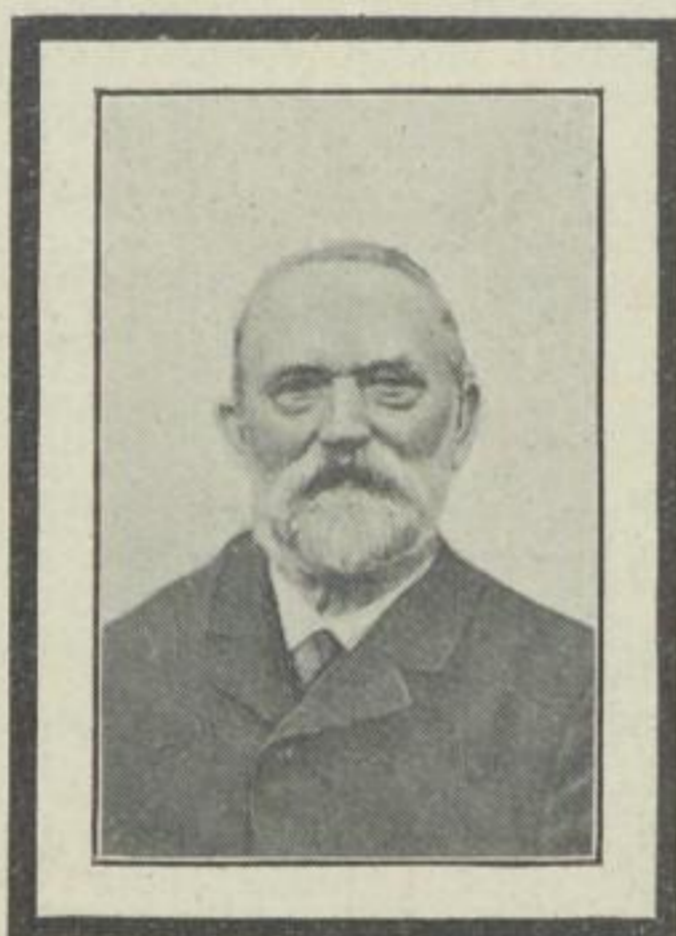
Am 21. Dezember kehrte er noch vergnügt von einer in Bautzen abgehaltenen Sitzung heim, als ihn plötzlich mitten in der Nacht ein schweres Unwohlsein befiel. Ein Gehirnschlag war eingetreten, der in rascher Wiederholung nach wenigen Stunden am 22. Dezember nachmittags 2¹/₂ Uhr seinem Leben ein Ziel setzte.

Ruhig und ahnungslos ist er aus der Welt gegangen, immer hatte er einmal „in den Selen“ sterben wollen. So wurde es ihm vergönnt. Auf dem Trinitatisfriedhof in Dresden wurde er am Christtag 1912 begraben. Ein zahlreiches Gefolge gab ihm das letzte Geleit, Palmen, Lorbeer und Kränze bedeckten dicht den Sarg. Hofprediger Konsistorialrat Krebschmar (Grimmenser 1877 bis 1883) hielt eine herzbewegende Grabrede. Die Beamten der Genossenschaft aber ehrten ihren Chef im „Dresdner Anzeiger“ durch folgenden Nachruf:

„Mit schmerzlichen Gefühlen stehen die Beamten der Berufsgenossenschaft am Grabe des so früh Dahingeshiedenen. Der Tod entriß ihnen allen nicht nur einen stets gerechten und wohlwollenden Vorgesetzten, sondern einen mit seltener

Herzensgüte begabten väterlichen Freund, dem das Wohl seiner Beamten zu den vornehmsten Aufgaben seines Berufes gehörte. Seine unvergleichliche Pflichttreue, die ihn bis zu den letzten Stunden seines Lebens nicht rasten ließ und seine Arbeitskraft, die ihn in jahrzehntelanger Tätigkeit stets den Ersten und Letzten im Dienste sein ließ und in der es unmöglich war, ihm gleichzukommen, werden uns ein leuchtendes Vorbild weit über seinen Tod hinaus bleiben.“

Gingefendet vom Herrn Sohne, Diplomingenieur und Bergreferendar Schwarz in Zwickau. St. 1866, 6414.



12. Paul **Kühnel** war der Sohn eines alten Grimmenfers, des 1875 verstorbenen Pfarrers von Ganzig Friedrich Wilhelm Franz Kühnel, der die Fürstenschule 1815—21 besucht hatte. Am 11. Februar 1837 wurde er in Merchau, wo sein Vater damals Pfarrsubstitut war, geboren. Ostern 1851 wurde er, wohl von diesem vorbereitet, in das Moldanum aufgenommen. Da es ihm aber schwer fiel und er Landwirt werden wollte, schied er aus ihm schon am 8. Dezember 1853 wieder. Nachdem er ausgelernt hatte, verließ er sein Heimatland, in dem er es kaum zu etwas bringen zu können meinte und nahm eine Stelle als Wirtschaftsbeamter in der Provinz Posen an, die er einige 20 Jahre zur Zufriedenheit verwaltete. Damals verheiratete er sich auch mit Anna geb. Kigel. Im Jahre 1884 kaufte sich das Paar ein Gut in Buk in jener Provinz, das sie mit vereinten Kräften in einen so guten Zustand brachten, daß sie es schließlich um einen hohen Preis verkaufen konnten. Beide waren dankbar, nun sie ihren unermüdllichen Fleiß bei vielen Kämpfen von Gott gesegnet sahen und auf ihre alten Tage ein ruhiges und sorgenfreies Leben ihnen winkte. Sie begaben sich nach der Stadt Posen. Nach 12 Jahren 1911 aber entschlossen sie sich, um ihren geliebten Kindern nahe zu sein, nach Neutomischel, einer Stadt im Kreise Buk mit noch nicht 2000 Einwohnern überzusiedeln, denn ihre einzige Tochter

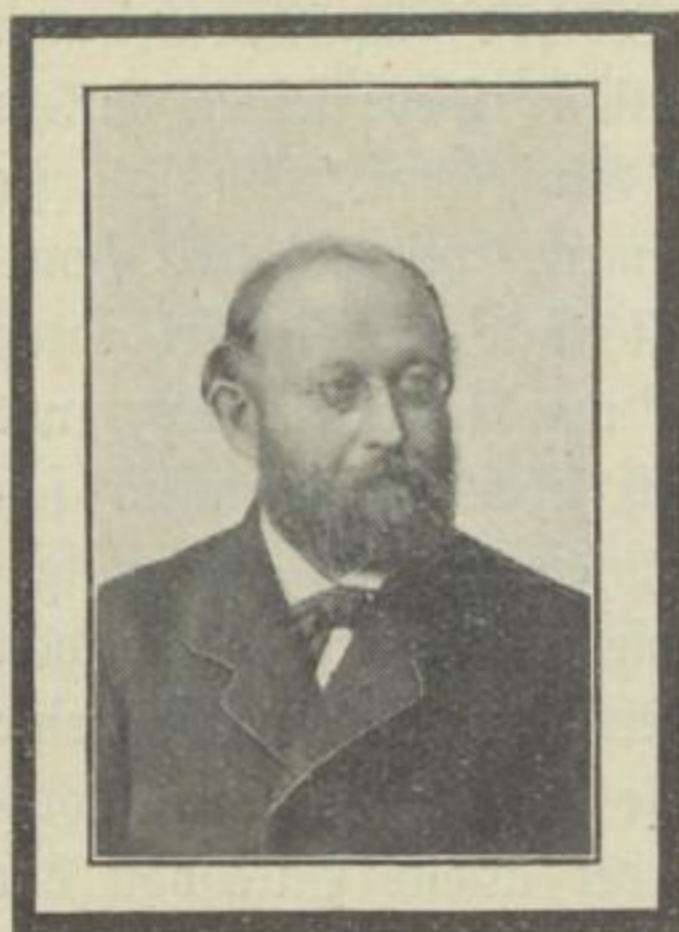
hatte sich mit dem dortigen Kantor und Lehrer Jungnick verheiratet. Da hat sich denn Paul Kühnel mit zärtlicher Liebe seinen Enkeln gewidmet. Die zwei Knaben hatten die Großeltern schon, als sie noch in Posen wohnten, zu sich genommen, weil sie das Gymnasium daselbst bezogen. Gern beaufsichtigte er sie bei ihren häuslichen Schularbeiten und dabei kam ihm zustatten, daß, wie er sagte, das Latein von Grimma doch noch einigermaßen fest bei ihm saß und er seine Schulbücher, die er sich alle aufgehoben hatte, zu Hilfe nehmen konnte, wie er überhaupt gern von der in der alma mater verbrachten Zeit sprach. Er und seine Gattin hatten auch die Freude, daß alle Enkelkinder gute Fortschritte machten und sich brav hielten, der älteste Enkelsohn hat bereits das Staatsexamen für das höhere Schulfach hinter sich und der jüngere studiert in Breslau Landwirtschaft; während zwei Enkelstöchter sich auf dem Lyceum in Posen auf den Beruf als Lehrerin vorbereiten, die älteste aber bereits Musiklehrerin in Neutomischel ist. Ein ganz besonderer Lichtblick war den betagten Leuten am 10. Juli 1912 vergönnt, an dem sie die goldene Hochzeit feiern durften, wenn auch der Jubelbräutigam schon recht leidend war und Superintendent Reichel deshalb die Einsegnung in der Wohnung vornehmen mußte. Ein Kehlkopfkrebsleiden bereitete ihm viele trübe Tage und unsägliche Schmerzen. Noch durch Genuß des Heiligen Mahles gerüstet entschlief er ganz entkräftet im festen Glauben an seinen Heiland am 29. Dezember 1912. Bei der Begräbnisfeier am 1. Januar dieses Jahres sprach der erwähnte Superintendent nach Verlesung des 90. Psalms ein Gebet und der gemischte Chor des Schwiegersohnes beteiligte sich durch erhebende Gesänge.

Nach Mitteilungen der Frau Witwe.

St. 1851, 6042.

13. Friedrich Dskar **Seifert** war am 5. September 1843 geboren in Delsnitz i. B.¹⁾ als der zweite Sohn des Aktuars Friedrich Erdmann Seifert und der Frau Marie Luise geb. Groh aus Delsnitz i. B. Der Vater war am Amt Voigtsberg angestellt und bei der Aufnahme Dskars in Grimma Appellrat in Eibenstock. Derselbe hatte schon Michaelis 1852 einen Sohn

¹⁾ Anmerkung: nach Versicherung der Angehörigen nicht in Dresden, wie im Grimmenjer-Stammbuch steht.



auf das Moldanum gebracht. Seine Aufnahme erfolgte Ostern 1857. Der Knabe und Jüngling war fleißig und machte in allen Fächern gute Fortschritte. Er war aber etwas misanthropisch und auch religiös kritisch angelegt. Einer seiner ehemaligen Untergebenen rühmt ihm nach, daß er in den Abendlektionen bei diesem seinen Mittelgesellen viel gelernt habe. Mit Ib in den Wissenschaften und I in den Sitten ging er Ostern 1863 auf die Universität Leipzig, wo er die Rechte studierte.

Von dort aus wurde er Referendar in Eibenstock und nach bestandnem Assessorexamen kam er nach Zwickau, wo sein Vater inzwischen Präsident des Landgerichts geworden war. In den folgenden Jahren war er Landgerichtsrat in Chemnitz, 1887 wurde er Oberjustizrat und Landgerichtsdirektor in Dresden. Leider aber litt er jahrelang an Schwerhörigkeit, die so zunahm, daß er zuletzt den Verhandlungen nicht mehr folgen konnte. Er sah sich daher gezwungen, schon 1899, nur 56 Jahre alt, in den Ruhestand zu treten. Se. Majestät der König hatte ihm das Ritterkreuz 1. Klasse vom Verdienstorden verliehen. Er bezog ein Heim in Radebeul in der Luisestraße und lebte, zeitlebens unverheiratet geblieben, still für sich, doch treu versorgt von einer alten Haushälterin, die schon in seinem Elternhause gedient hatte. Mit jedem Jahre wurde er leidender, zuletzt ganz taub, auch nahm die Sehkraft ab. In den letzten Jahren mußte er sogar die gewohnten Spaziergänge unterlassen, die Beine versagten den Dienst. Es war herzerreißend, ihn über sein Mißgeschick klagen zu hören. Dazu machte ihm ein Nieren- und Blasenleiden viel zu schaffen. Endlich suchte ihn noch ein Bronchialkatarrh heim und ein Herzschlag trat hinzu. Der Tod kam zu ihm als ein Erlöser am 29. Dezember 1912. Je mehr er aber auf Verkehr verzichten mußte, desto lieber beschäftigte er sich mit den lateinischen und griechischen Klassikern, seinen Vertrauten von Grimma her. So hat er den Ruhestand doch nicht untätig verlebt. Über sein Begräbniß hatte er alle Bestimmungen getroffen. Es fand am Neujahrstage statt. Ein kleiner Kreis wohnte bei, außer den Verwandten nur sein alter Sekretär, der unter ihm zuletzt gearbeitet

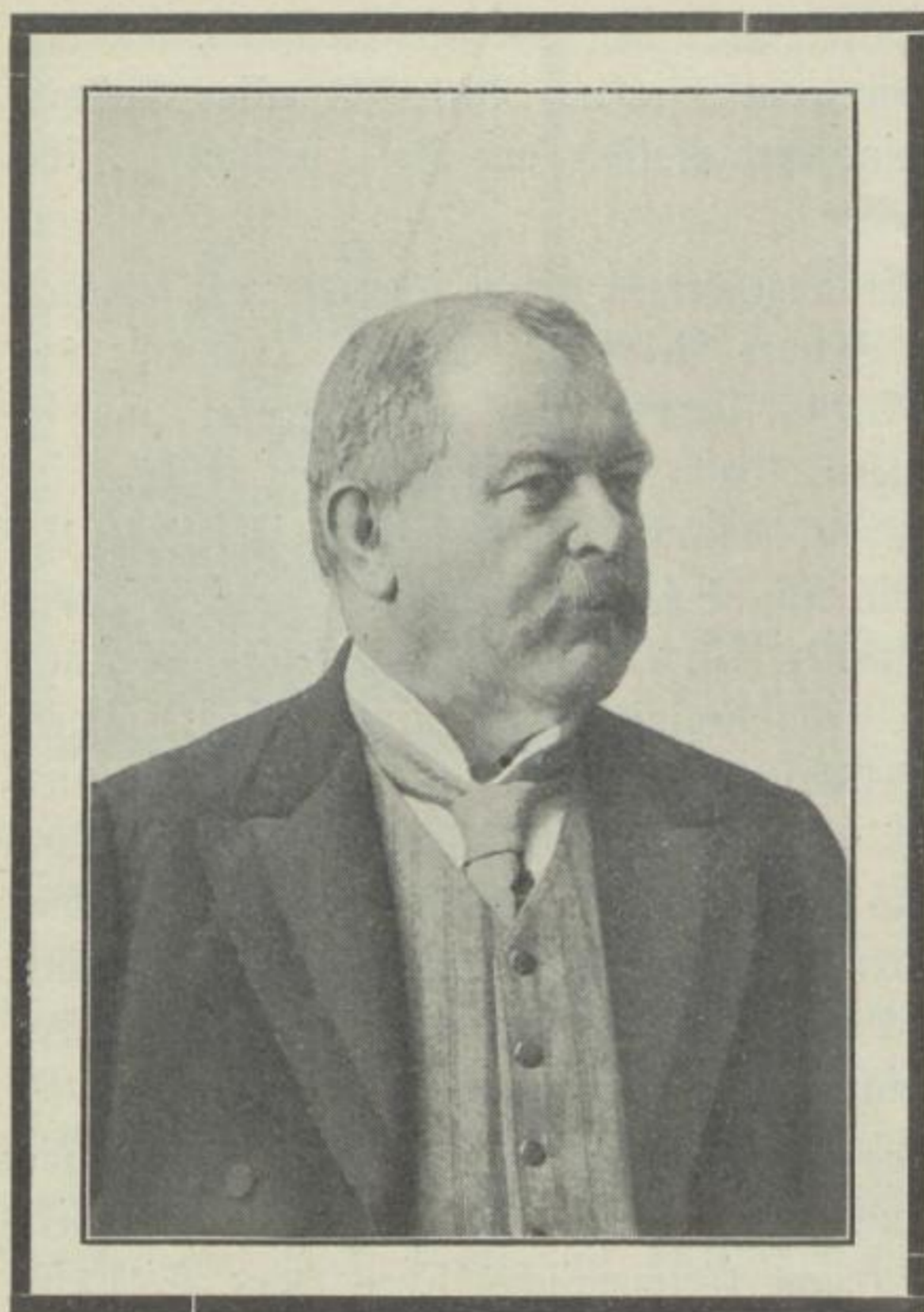
hatte, und Landgerichtsrat Meyer von Dresden-Neustadt, mit dem er besonders verbunden gewesen war. Viele ehemalige Kollegen waren durch die Neujahrsgratulation am Hofe verhindert, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Zu seinen Familienangehörigen hat er jederzeit treu gehalten, namentlich zu seinem Bruder Reinhold, der am 2. April 1898 als Rechtsanwalt a. D. in Untergölsch gestorben ist und die Liebe zu ihm übertrug er dann auf dessen Kinder. Wenn ihn dieselben besuchten, war er darauf bedacht, ihnen allerhand edle Genüsse zu bieten, wie den Besuch der Oper. An Musik und Gesang hatte er sich immer sehr ergötzt, solange sein Gehör noch nicht geschwunden war. Als das für einen vierzehn Jahre älteren Bruder, der in der Heilanstalt Colditz als unheilbar hatte untergebracht werden müssen und ihm vor drei Jahren im Tode vorausgegangen ist, hinterlegte Kapital nicht mehr ausreichte, die erhöhten Verpflegkosten zu decken, spendete er jährlich mehrere Hundert Mark für diesen Zweck und das, als könnte er gar nicht anders. Auch dies war ein Zeichen edler Gesinnung.

Wie schon angegeben, war sein vier Jahre älterer Bruder Friedrich Reinhold auch Grimmenser und zwar von Michaelis 1852 bis dahin 1858 (vergl. Grimmaisches Ecce 1898, S. 17 ff.). Dessen einziger Sohn Erich Alfred war es 1887—1893, studierte eine Zeitlang Medizin und ist jetzt Obergärtner auf einer größeren deutschen Besitzung bei Sidney.

Nach den Angaben des Gatten einer Nichte, Herrn Pfarrers Muerwald in Grünhainichen. St. 1857, 6174.

14. Alfred **von Kiderlen-Wächter** war ein Schwabe. Seine Vorfahren väterlicherseits saßen in Ulm als Kunst- und Schönfärber, einige waren Vorgesetzte der Zunft und wohlhabende Stadtpfleger. Sein Vater Robert Kiderlen wußte mit dem aufgestapelten Vermögen Ergiebigeres anzufangen und wurde Bankier. Er starb als Geh. Hofrat und Hofbankdirektor in Stuttgart. Er hatte sich 1851 mit Marie Freiin von Wächter-Lauterbach verheiratet. Verdienst und Glück verbanden sich, so daß der Adel der Gattin auf das Ehepaar und die Kinder überging, die nun den Namen „von Kiderlen-Wächter“ führten. Alfred, beider einziger Sohn und geboren in Stuttgart am 10. Juli 1852,



pflegte zu sagen, seine Mutter habe das Diplomatenblut auf ihn vererbt. Ihr Vater war württembergischer Geh. Legationsrat und Geschäftsträger in Haag, dann in Frankfurt Gesandter gewesen, ihr Bruder August war württembergischer Gesandter in Paris und dann Minister des Äußern in Stuttgart. Die Eltern ließen Alfred und seine Schwestern durch Hauslehrer unter-

richten. Besonderen Einfluß auf seine Entwicklung übte vier Jahre lang als Erzieher ein Portenser, Kandidat Albert Diethold, aus. Mit diesem haben er und die ganze Familie freundliche Verbindung auch später unterhalten, er starb als Pfarrer von Besta bei Halle a. S. 1910 (vergl. Ecce von Pforta 1910, S. 16 ff.). Ob dieser nicht so viel von den Vorzügen der Fürstenschulen erzählt hat, daß der Wunsch entstand, auch seinen Zögling einer solchen zu übergeben? Auf Rat eines nahen Verwandten, des berühmten Pandektenlehrers Dr. Karl Georg von Wächter in Leipzig, dürfte es geschehen sein, daß er, nachdem er erst auf dem heimatlichen Gymnasium gewesen war, Ostern 1868 auf das Moldanum kam und zwar gleich als Obersekundaner. Es waren eben die einjährigen Klassenkurse eingeführt worden. Sein Vater war damals bereits gestorben. Er wurde Extraneeer bei Professor Dr. Dinter. Aber bald trat er den Klassengenossen im Alumnat freundschaftlich nahe. Die „Dinterextraneer“ galten als vornehm, er gewann sich durch seine Liebenswürdigkeit viele Zuneigung. Schon damals zeigte sich seine joviale

Aber. Herr Pfarrer Kühn in Hof (G. 68) schreibt: aus purem Übermut erschienen die „Dinterextraneer“ eines Tages mit feuerroten Mützen in der Schule, die natürlich sofort verboten wurden. Gleich darauf tauchten die roten Mützen wieder auf, aber mit violettem seidnen Überzug. Diese Farbe fand den Beifall der Schüler, die des von den „Seminarpußen“ usurpierten Grüns überdrüssig waren und so bürgerte sich das anfangs in verschiedenen Schattierungen vorhandene Violett bald in der jetzigen Farbe und Form ein. Ostern 1870 war Alfred von Kiderlen Oberprimaner geworden. Am 13. Juli nun, an welchem Napoleon III. an den König Wilhelm von Preußen in Ems jene unerhörte Forderung stellen ließ, also in gewitterschwülen Tagen ging, wie im Grimmaischen Jahresbericht von Ostern 1913 zu lesen ist, ein Gesuch seiner Mutter ein, daß er die Schule mit Beginn der Sommerferien verlassen dürfe, um mit dem Reisezeugnis als Einjährig-Freiwilliger in die Armee eintreten zu können, denn ihm, dem reichbegabten Jüngsten seiner erst Ostern 1871 zur Reiseprüfung gelangenden Translokation war in der Heimat die Zusage geworden, sofort nach dem Abgang sich in Stuttgart der Reiseprüfung unterziehen zu dürfen. Das Gesuch ward genehmigt, er bestand daheim die Prüfung im August. Der Krieg war ausgebrochen und er machte ihn als Einjährig-Freiwilliger im jetzigen Infanterieregiment „Kaiser Friedrich, König von Preußen“ (7. Württembergisches) Nr. 125 vom November an mit, kam im März 1871 nach dem Friedensschlusse mit heiler Haut heim, wurde dann Reserveoffizier und studierte darauf in Tübingen, wo er bei den Normannen eintrat, Straßburg und Leipzig die Rechte. 1876 im Frühjahr legte er das Referendarexamen in Tübingen ab, 1878 das Assessorexamen und war beim Obertribunal in Stuttgart tätig. Aber trotz seines Heimatsgefühls fürchtete er in den engen Verhältnissen zu „versauern“. 1879 im Februar gelang es ihm, in den Reichsdienst aufgenommen zu werden. Er war zu Besuch bei dem württembergischen Gesandten in Berlin von Spizemberg, der ihm eine Einladung zu einer Soiree bei Bismarck verschaffte. Dieser nötigte ihn, länger zu einer Tasse Tee zu bleiben, indem er ihn für einen fremden Prinzen hielt, zog ihn ins Gespräch, wobei die Verwechslung herauskam, und fand nicht nur an seinem „Schwäbeln“, sondern überhaupt an seinem frischen Wesen Gefallen. Er bewilligte ihm Übernahme in das Auswärtige Amt. 1881 wurde er Legations-

sekretär in Petersburg, im Juni 1884 solcher in Paris und Juli 1886 Botschaftsrat in Konstantinopel. Im Februar 1888 wurde er als Vortragender Rat bei der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes einberufen. Am 14. Juli darauf gelangte Kaiser und König Wilhelm II. zur Regierung, den er nun auf den Reisen nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, auch auf mehreren Nordlandsreisen zu begleiten hatte. Dem Kaiser behagte seine urwüchsige Art, er entfaltete sein Talent, Unterhaltung zu schaffen und zur Vergnügung der Reisegesellschaft beizutragen. Die drolligen Statuten der „Nordlandsfahrtgesellschaft“ werden wenigstens zum Teil ihn zum Verfasser gehabt haben. Aber mit der Zeit trat eine Verstimmung ein. Über die Ursache gibt es verschiedene Versionen. Viele behaupten folgendes wohl nicht ohne Grund: Der Kaiser hatte in seiner impulsiven Weise ein Telegramm aufgesetzt und von Riederlen zur Besorgung übergeben, nach näherer Überlegung aber reute es ihn und er wollte, von Riederlen möchte die Sache in Ordnung bringen, dieser aber zog das Schriftstück aus der Tasche, er hatte, das Bedenkliche des Telegramms sofort begreifend, es gar nicht abgesendet, worin der Kaiser eine Eigenmächtigkeit erblickte. Es mag auch sein, daß von Riederlen in seinen derben Späßen doch einmal über die Grenze des dem Monarchen gegenüber Erlaubten hinausgegangen war. Kurz er verschwand aus der Hofgesellschaft, aber nicht aus dem Dienste. Seine Arbeitskraft war dazu zu ungewöhnlich groß, seine diplomatische Einsicht konnte man unmöglich unterschätzen und entbehren. Er wurde 1891 Geheimer Legationsrat, 1894 preußischer Gesandter in Hamburg, 1895 deutscher Gesandter in Kopenhagen und 1898 solcher in Bukarest. Hier hat er zum Teil unter König Carols Leitung alle Details des Balkanproblems durchforscht und sich zum hervorragendsten Balkandiplomaten emporgearbeitet, durch Reisen im Orient, in Ungarn, in Südrußland und natürlich besonders den Balkanstaaten seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis erweitert. Wiederholt hatte er den deutschen Botschafter in Konstantinopel von Marschall-Bieberstein zu vertreten, so auch, als dieser an der Friedenskonferenz im Haag teilzunehmen hatte. Nun entwickelten sich die Balkanverhältnisse so, daß Fürst Bülow, der Reichskanzler geworden war, eine solche Kraft auf fernem Plaze nicht brach liegen lassen wollte und den Kaiser bestimmte, ihm die Stellvertretung des erkrankten Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes von Schön zu übertragen. So

finden wir ihn Winter 1908—1909 in Berlin, hauptsächlich zur Regelung des Zwischenfalls in Casablanca. Es war damals auch die bosnische Krise, welche die deutschen Staatsmänner vor eine nicht leichte Aufgabe stellte. Mit Zustimmung des Reichskanzlers stellte sich von Kiderlen eng an die Seite des Bundesgenossen Österreich und die Worte von der „Nibelungentreue“ und „der schimmernden Wehr“ haben noch lange Zeit nachgeklungen. Auch er erkannte klar als Ziel, daß es gegenüber den gefährlichen Intrigen Iswolzkis und den Bemühungen Eduards VII., Österreich vor die Alternative einer Demütigung oder der Loslösung von Deutschland zu stellen, nur eine Möglichkeit gab, durch entschiedene Unterstützung Österreichs Rußland vor die Frage zu stellen, ob es wegen Bosniens, das auf Grund von Verträgen in den Besitz des Donaureiches übergegangen war, einen Krieg führen wollte, zu dem es nicht gerüstet war. Deutschland unternahm es, in Petersburg freundschaftlichen und ernstlichen Rat zu geben und die Wirkung war, daß Rußland und mit ihm die anderen Mächte der Tripel-Entente ihre Zustimmung zur Annexion Bosniens gaben. Herr von Kiderlen hatte in Petersburg das Eis der Verstimmung hinweggeschmolzen. Als dann Herr von Schön, der sich seiner Stellung nicht gewachsen gezeigt hatte, als Botschafter nach Paris ging, setzte es der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg durch, daß von Kiderlen am 30. Juni 1910 endgültig Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in Berlin wurde.

Diese Ernennung wurde im Auslande nicht gerade mit Freuden begrüßt, so große Hoffnungen in Deutschland auf ihn gesetzt wurden trotz seines Mißerfolges bei seinem ersten Auftreten im Reichstage als Stellvertreter. Ein russisches Deutschenheizerblatt vom Kaliber des „Matin“ und der „Times“ schrieb: noch gefährlicher, als die bevorstehende Erhöhung der Armee um 40 000 Mann ist, daß an die Spitze der Diplomatie Herr von Kiderlen tritt, ein Mensch von Bismarckschem Typus, sowohl was sein Äußeres, als was die Entschiedenheit seines Charakters betrifft. Er pflegt grob zu sein, ist schneidend, stark, ein Mann durchgreifender Maßregeln und dabei soll er, wie man sagt, ein Russophobe sein. Die „Revue politique et parlementaire“ aber schrieb: dieser Herr von Kiderlen ist un homme de grande valeur, man wird sich gewöhnen müssen, mit ihm zu rechnen, unsere Diplomaten und andere werden gut tun, darauf zu achten. Wenn ihm jemand in

den Weg tritt, wird er seine Faust brauchen, zumal wenn er fühlt, daß er der Stärkere ist, das sollte man bei uns wissen und nicht übersehen.

Schon, als er Vertreter des Staatssekretärs war, hatte er auch die Führung der marokkanischen Angelegenheit zu übernehmen gehabt und die große Selbständigkeit, die ihn auszeichnete, auch in ihr bewährt, zum Teil in Vertretung des Reichskanzlers. In Cambon hatte er einen ebenbürtigen Gegner oder richtiger Mitarbeiter gefunden, denn beide waren von dem Wunsche beseelt, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Auf die Verhandlungen in dieser Sache einzugehen oder zu prüfen, ob, was Riederlen erreichte, den deutschen Ansprüchen genüge und Deutschland zum Segen gereichen wird, soll hier nicht versucht werden. Kurz und entschlossen, von allen kleinlichen bureaukratischen Erwägungen frei, steuerte er auf sein Ziel los. Die Besorgnis, daß er seinem ganzen rücksichtslosen Charakter nach es zum Kriege treiben könnte, zeigte sich bald als hinfällig und in verhältnismäßig kurzer Zeit wurde das erste Marokkoabkommen abgeschlossen. Man fühlte aber in Berlin, daß eine starke Hand die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte. Als er nun wirklicher Staatssekretär geworden war, stand seine erste Tätigkeit in dieser Stellung ebenfalls unter dem Stern von Marokko und die Namen Agadir und Panther geben dieser Periode ihren Stempel. Dem starken Auftakt von Agadir entsprach dann freilich kaum das Kolonialabkommen mit Frankreich, aber man wird nicht übersehen dürfen, daß, wenn die Entschädigung in Gestalt des Kongozipfels, den wir für unsere marokkanischen Ansprüche erhielten, keine überwältigend große war, doch das andere Ziel, die Erhaltung des Friedens erreicht wurde. Ganz offenbar bekannte er sich zur Bismarckschen Auffassung, daß ein Präventivkrieg nicht verantwortet werden könne, und daß man zu seiner Vermeidung auch fünf gerade sein lassen müsse. Die Riederlen gekannt haben, konnten nicht auf den Gedanken kommen, daß er aus Schwäche nachgegeben oder seine Forderungen herabgestimmt habe. Schwäche lag ihm ebenso fern, wie Nervosität, zu keiner Zeit der oft außerordentlich schwierigen Verhandlungen haben ihn seine Nerven im Stich gelassen. Im Gegenteil, gerade damals hatte man den Eindruck, daß er überhaupt keine Nerven habe oder sie doch vollständig zu unterdrücken verstehe. Wie er aber auch bemüht blieb, mit Rußland gute Beziehungen zu unterhalten und die Potsdamer Be-

gegnung ihn manche Meinungsverschiedenheiten hinwegräumen ließ, so arbeitete er im vollen Einvernehmen mit dem Reichskanzler darauf hin, den Gegensatz zu England abzuschwächen, ohne sich irgendwie aufzudrängen. Bei den Balkanwirren hat der Erfolg dieser ruhigen Politik sich gezeigt, indem sie es den Kabinetten von Berlin und London erlaubte, Hand in Hand vorzugehen, um den Ausbruch eines Weltkrieges zu verhüten. Daß er aber rastlos und energisch eine Friedenspolitik trieb, mußte ihm die Billigung des Kaisers eintragen und bleibt für ihn ein Ruhmes-titel. Freilich hat er es dadurch mit den Alldeutschen verdorben, die ihre Hoffnung, er würde eine kriegerische Politik treiben, enttäuscht sahen. Auch die folgende und letzte Zeit seiner Tätigkeit vollzog sich unter aufregenden Umständen. Die entschlossene Stellungnahme Deutschlands beim österreichisch-serbischen Konflikt lag durchaus in seinem Charakter. Die letzte diplomatische Aufgabe aber erwuchs ihm durch die Wirren in der Türkei, die ja heute noch nicht ganz abgeschlossen sind.

Was sein Auftreten in den parlamentarischen Verhandlungen betrifft, so erlebte er das erstemal, wie wir schon erwähnten, als Vertreter von Schöns einen Mißerfolg, der sich wohl aus seiner parlamentarischen Unerfahrenheit erklärte. Er hielt eine zu Heiterkeit, nicht zu Beifall stimmende Lobrede auf die deutsche Diplomatie. Er war kein Mann für das Plenum, kein Schönredner, hatte seine besondere Weise, seine Meinung unverblümt und mit sarkastischen Bemerkungen zu sagen, hielt keine langen Reden und machte keine Anstrengungen, sich die Gunst des Hauses zu erwerben. Er war mehr Diplomat, als Parlamentarier. Dagegen schnitt er in den Kommissionen und vertraulichen Verhandlungen mit einzelnen Parlamentariern meist gut ab. Am runden Tisch, im zwanglosen Gespräch wirkte seine süddeutsche Liebenswürdigkeit unmittelbar. Daher verlegte er den Schwerpunkt der Verhandlungen in die Kommissionen und dort wurde, was im Plenum große Schwierigkeiten gemacht hätte, zuweilen spielend erledigt. Wenn der Etat des Auswärtigen Amtes zur Beratung stand, wurde jedesmal eine gründliche Abrechnung in Aussicht gestellt, aber kam es dann zur Debatte, ging das Gewitter ohne Entladung vorüber.

Alfred von Riederlen war eine stattliche markige Figur. Charakteristisch war seine großzügige Handschrift schon in Grimma, wo ihm, wie er in einem Briefe an den Rektor bemerkte, Professor

Dr. Froberger einmal bei Rückgabe einer Arbeit gesagt hatte, er schreibe litteris Cyclopiis. Man hat gemeint, er sei vorherrschend ein Lebemann gewesen, ja ihn sogar der Leichtfertigkeit zeihen wollen. Gewiß war er den Tafelfreuden hold, und hatte er eine Neigung, den Dingen immer die humoristische Seite abzugewinnen, aber in seinen Zielen und Plänen blieb er durchaus ernst und verfolgte sie mit eiserner Konsequenz und Energie. Nicht vorteilhaft fiel das öffentliche Urteil in jener Zeit über ihn aus, in der er zur Dienstleistung ins Auswärtige Amt berufen worden war. In sie fällt die Episode: Troubadour, Spätzle, Musternfreund, unter welchen Benennungen Fürst Gulenburg, Riederlen und Holstein Gegenstand heftiger Angriffe des „Kladderadatsch“ waren. Riederlen erklärte, er hätte nicht Lust, sich als „Spätzle“ fortgesetzt anrumpeln zu lassen und forderte den Redakteur des Blattes Pölsdorff, der im Duell schwer verwundet wurde. Damals wurde er eigentlich zuerst in weiteren Kreisen bekannt und schon der gemüthliche ihm gegebene Spitzname hatte zur Folge, daß man in ihm nur den lustigen, gemüthlichen Schwaben sah, der allerdings von Rücksichtnehmen nicht viel hielt, der eigentlich in das steife norddeutsche Milieu nicht recht hineinpaßte. Daß solche oberflächliche Charakteristik unzutreffend war, haben wir schon gesagt. Wohl aber ist zuzugeben, daß er einen Starrsinn aus seiner Jugendzeit mitgebracht hatte, der sich im gereiften Mannesalter noch verstärkte und von dem Tage an, wo er in großem Maßstabe zu befehlen hatte, zu einem autoritativen Selbstbewußtsein wuchs, das ihn fremden Einflüssen schwer zugänglich machte und ihn seine eigenen Wege gehen ließ, über deren letzte Ziele wohl nur er selbst sich völlig klar gewesen sein wird. Daher war er auch in diplomatischen Kreisen wenig beliebt. Die Gesellschaftsmenschen stieß er durch Kraftausdrücke und eine starke Dosis Unverfrorenheit ab. Es gab, so sagt ein Beurteiler, in seiner Natur Plöcklichkeiten neben einer großen Zähigkeit, beinahe selbstherrlichen Zynismus neben einem ehrlichen Ernst.

Das alte „ein wackerer Schwabe forcht sich nit“ fand sich bei ihm bestätigt. Die Gabe drastischen Witzes betätigte er, wo er konnte. Ein Vertreter der Presse äußerte einmal ihm gegenüber den Wunsch, daß mehr Zusammenhang zwischen Regierung und Presse hergestellt werden möchte, auf letztere hätten Fürst Bülow und auch Fürst Bismarck mehr Wert gelegt, als er, und er er-

wiederte in seiner kurzer Art: ach, es bleibt doch alles Wurscht, was die Leute schreiben. — In der Zeit, wo er den Staatssekretär vertrat, nahm die Geschichte von der schönen gelben Weste ihren Weg und er lachte herzlich darüber; als nun ein illustriertes Blatt nach den Verhandlungen ihn um seine Photographie bat, ließ er antworten, er ließe sich nicht gern photographieren, aber wenn man etwa die gelbe schöne Weste, die man ihm zum Vorwurf machte, photographieren wollte, würde er sie zu diesem Zweck zur Verfügung stellen. In Sentimentalitäten sich zu ergehen, liebte er nicht, über Fehler, die er erkannt hatte, setzte er sich mit dem Worte hinweg: man soll keine Fehler gut machen wollen, es gelingt doch nicht. Er dichtete auch, nicht wenig angefeindet, den Vers:

Der Arzt, Jurist und Diplomat erlernt sein Fach von früh bis spät,
Doch was er lern' und schaffe, es weiß es besser jeder Laffe.

Zu einem näheren persönlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und ihm ist es nicht wieder gekommen, wenn auch die Beziehungen besser wurden. Der Kaiser schätzte ihn nur, mehr nicht. Kiderlen sprach nicht viel davon, litt aber wohl darunter, nur verriet er zartere Regungen seines Charakters nicht und wollte lieber rauher erscheinen, als er war. „Überlassen wir es der Zeit, auch der Kaiser wird einmal anders über meine angeblichen Versündigungen urteilen“, sagte er.

Nur 2¹/₂ Jahre war er Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der Balkankrieg war im Gange, man war seiner sicheren Hand und seiner Weisheit im Reiche benötigt, da wurde alle Welt in Erregung durch die Nachricht von seinem Tode versetzt. Wie seit Jahren weilte er, der einer eigenen Häuslichkeit entbehrte, über Weihnachten 1912 in Stuttgart bei einer seiner Schwestern, Freifrau Johanna von Gemmingen-Gutenberg (die andere ist gestorben, Frau Sarah von Lattre). In einer kleinen Abendgesellschaft bei dem bayrischen Gesandten am Freitagabend wurde er von einer schweren Herzschwäche befallen, die sofort das Schlimmste befürchten ließ. Am folgenden Tage wurde er in die Wohnung seiner Schwester gebracht, war bei Bewußtsein und glaubte selbst kaum an eine Gefahr. Aber am zweiten Tage, ganz früh, den 30. Dezember setzte wieder eine Herzschwäche ein, die eine Agonie zur Folge hatte und morgens 7³/₄ Uhr sein Ende herbeiführte. Die Bestürzung allerorten war groß. In ganz Deutschland stand man unter dem Eindruck eines fast unerseßlichen Verlustes. In

und außerhalb Deutschlands erschienen überall Leitartikel, die die Bedeutung des Verstorbenen hervorhoben. Kaiser Wilhelm II. telegraphierte an die Schwester:

Die Nachricht von dem raschen und unerwarteten Hinscheiden Ihres Bruders erfüllt mich mit tiefer Trauer und trifft mich schwer. Ich beklage den Tod eines der bedeutendsten Männer, von dessen Wirken für das Reich so viel zu hoffen blieb. Gott tröste Sie über den Verlust eines geliebten Bruders!

Wilhelm I. R.

Reichskanzler von Bethmann-Hollweg telegraphierte dem Ministerpräsidenten Dr. von Weizsäcker: Ew. Exzellenz bitte ich, den wärmsten Dank für Ihr Telegramm entgegenzunehmen. Ich bin durch die Nachricht tief erschüttert. Wir werden den Verlust dieses mit so außergewöhnlicher Klugheit und Willenskraft begabten Mannes für lange schmerzlich empfinden, eingedenk der hervorragenden Verdienste, die er sich um das Vaterland erworben.

Am 2. Januar fanden die Trauerfeierlichkeiten statt. Oberhofprediger Dr. Kolb hielt im Sterbehause eine kurze Andacht am offenen einfachen schwarzen Holzarge, der Verstorbene trug ein weißes Sterbekleid und lag mit über der Brust gekreuzten Händen mit friedlichem Gesichtsausdruck wie im Schlummer in prächtige Blumenspenden eingehüllt. Dann setzte sich der endlose Leichenzug in Bewegung, hinter dem Sarge schritt der Reichskanzler als Vertreter des Kaiserlichen Paares. Was es in Württemberg und ganz Deutschland an führenden Persönlichkeiten gab, erwies dem verbliebenen Staatssekretär die letzte Ehre. An der Kapelle des Pragfriedhofs warteten der König von Württemberg und die Prinzen seines Hauses, der Oberhofprediger hielt die Grabrede die Bedeutung des Heimgegangenen schlicht und wahr, ohne Überschwänglichkeit schildernd und zuhöchst den Herrn des Lebens preisend über den Psalmspruch „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“.

Wir sind sehr ausführlich gewesen an der Hand des Bielen, was damals über Alfred von Riederlen-Wächter geschrieben wurde. Aber wir meinten, dies sei desto gerechtfertigter, je mehr unser Moldanum und auch unser Verein es sich zur Ehre schätzen müssen, ihn zu den Unsrigen haben zählen zu dürfen. Er gehörte doch zu den verdientesten und bedeutendsten Männern, die auf

unserer Fürstenschule ihre Vorbildung genossen haben. Ihr und den auf ihr verlebten Jahren hat er zeitlebens ein dankbares Gedächtnis bewahrt, auch als er längst auf der Menschheit Höhen wandelte. Dem Verein ehemaliger Fürstenschüler trat er vor langen Jahren bei, in seinen bufarester Jahren wurden erklärlicherweise die Fäden lockerer, aber als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er von neuem Mitglied. Zur Einweihung des neuen Schulgebäudes im September 1891 ist auch er in Grimma gewesen, er wohnte bei seinem früheren Klassengenossen Dr. med. Hans Neumann (S. 65) und sammelte auch die anderen Mitschüler, welche ihm nahe gestanden hatten, um sich zu traulicher Unterhaltung. Am 3. Mai 1912 hatte er Sr. Majestät dem Könige seine Aufwartung zu machen, am Tage vorher besuchte er seinen Spezial, Landgerichtsrat Thieme in Blasewitz (S. 65) zum Abendessen und dann folgte ein äußerst gemütliches, lang ausgedehntes Beisammensein in „Stadt Gotha“, zu dem er durch ihn die Freunde aus der Schulzeit, die zu erreichen waren, hatte einladen lassen. Da war er „ganz wie früher“, es sollte das letztemal sein, daß sie ihn sahen und sich an seiner Freundlichkeit und Treue erfreuten.

Den Stammbuchbogen hat er auf das genaueste am 8. November 1892 in Berlin ausgefüllt. St. 1865, 6302.



15. Rudolf Albin Richard Johannes **Merz** war am 21. März 1877 in Greiz geboren, woher auch sein Vater stammte. Dieser, Bruno Oswin Merz war damals Fürstlicher Regierungsassessor. Seine Mutter war Frau Wally geb. von Metsch. Bald aber siedelte die Familie nach Sachsen über, wo der Vater Anstellung im Königlichen Verwaltungsdienste erlangte. Da derselbe nacheinander Regierungsassessor in Plauen i. V., Regierungsrat in Dresden, Amtshauptmann in Glauchau und Chemnitz, Vortragender Rat und zuletzt Ministerialdirektor im Ministerium des Innern wurde, hat

Johannes Merz seine Jugend in verschiedenen Städten verlebte. In Glauchau besuchte er die Realschule mit der Absicht, Kaufmann zu werden, dann aber bekam er Lust, zu studieren. Sein Vater brachte ihn daher Michaelis 1888 auf das Progymnasium in Grimma. In der dortigen Fürstenschule hatte er ja selbst sechs schöne Jahre verlebt und in sie wurde auch dieser sein zweiter Sohn Ostern 1892 aufgenommen. Michaelis 1894 aber bezog derselbe das Gymnasium in Schneeberg, auf dem er, bis er die Reife für Unterprima erreicht hatte, blieb, um sich nun dem Buchhändlerfache zuzuwenden. Von Ostern 1896 bis Michaelis 1898 bestand er seine Lehrzeit in der Buchhandlung von von Zahn & Jaensch in Dresden. Herr von Zahn ist ihm immer freundschaftlich zugetan geblieben. Von Michaelis 1898 bis dahin 1899 diente er als Einjährig-Freiwilliger im 1. (Leib-)Grenadierregiment Nr. 100, worauf er sich bei Breitkopf & Härtel in Leipzig Kenntnisse im Verlagsbuchhandel erwarb. Dann nahm er, nach einer zweimonatlichen Übung als Unteroffizier, eine Stelle in der Buchhandlung des Herrn Opitz in Güstrow an, in dessen Familie er gleichzeitig freundliche Aufnahme fand. Um sich in seinem Berufe noch mehr zu vervollkommen, begab er sich nach Ableistung seiner Wizeseldwebelübung nach Stuttgart in die weltberühmte Cotta'sche Verlagshandlung. Aber hier war seines Bleibens nicht lange. Der brave junge Mann erkrankte schwer an Rippenfellentzündung im Herbst 1902. Bis zum Frühjahr 1904 hielt er sich in Arosa auf in der Hoffnung, von einem Lungenleiden, das sich ausgebildet hatte, geheilt zu werden. Vollständig gelang dies leider nicht, er nahm deshalb Aufenthalt in Davos und zwar in der bekannten ältesten, vormals Richterschen, jetzt Erfurtschen Buchhandlung, erst als Volontär, dann als Gehilfe. Mit der Leitung der Filiale in Schönau beauftragt, erwarb er diese käuflich unter der Firma „Johannes Merz'sche Buchhandlung“.

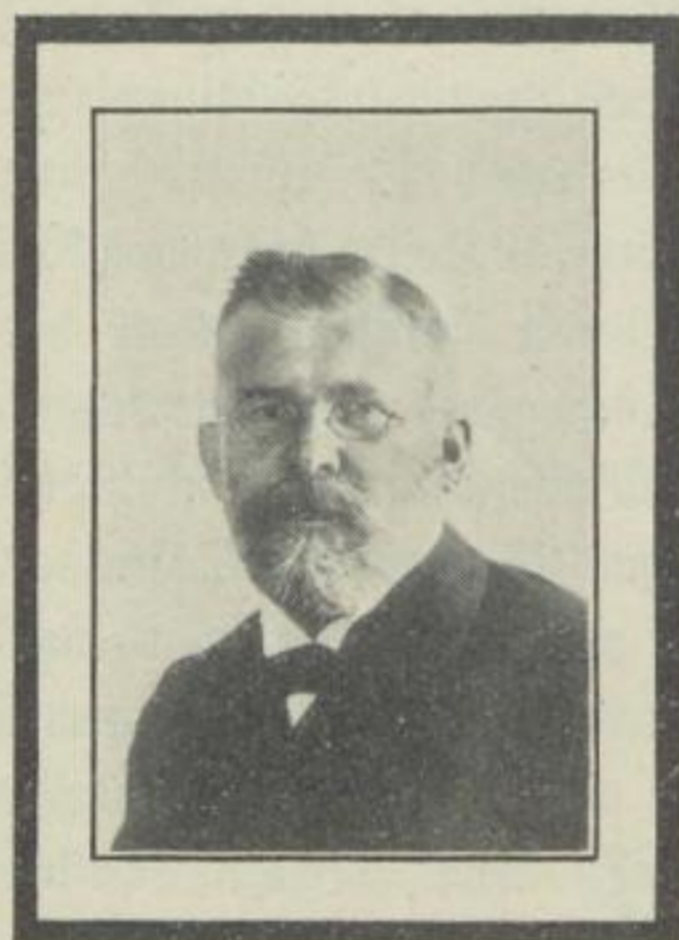
Um sich nun eine sichere Existenz zu schaffen und dem Drange, sich in seinem Berufe noch mehr zu betätigen, folgend, gründete er im Jahre 1912 in Davos-Platz ein zweites Geschäft, das auch bald einen erwünschten Aufschwung nahm. Dort mußte er aushalten, seine Gesundheit war nicht gefestigt genug. Aber hierbei hatte er seinem ehemals so kräftigen und nun geschwächten Körper doch zuviel zugemutet. Er trug sich daher mit dem Plane, die Filiale in Schönau einzuziehen und sich auf den Betrieb des

Geschäftes in Davos-Platz zu beschränken. In dieser Zeit wurde sein Gemüt dadurch erschüttert, daß einer seiner jüngeren Brüder, der Ingenieur war, an demselben Leiden erkrankt ebenfalls in Davos Genesung suchen mußte. Es folgten Wochen traulichen, aber sorgenvollen Verkehrs. Aber der Bruder mußte sterben, es war im Frühjahr 1912. Und dazu war daheim die teure Mutter schwer leidend. Am 22. Dezember 1912 betrückte ihn die Nachricht, daß sie heimgegangen war, ohne daß er wagen konnte, sie zu Grabe zu geleiten. Vielmehr befiel ihn infolge einer Erkältung eine Lungenentzündung, die schon am 11. Januar 1913 seinem Leben und Streben ein Ziel setzte. Sein hartgeprüfter Vater eilte wieder nach Davos, diesmal vom frischen Hügel der Gattin hinweg, und wohnte bekümmerten Herzens auf dem schöngelegenen Friedhofe in Davos-Dorf der Beisetzung bei. Rührend war es, daß gegen 20 Jünglinge, die der Verstorbene Sonntags um sich zu versammeln pflegte, ihnen etwas zu erzählen oder vorzulesen und sie so zu bewahren, auch seinen Sarg trauernd umstanden und mit Blumen schmückten, wie er denn ein treues Glied der evangelischen Gemeinde gewesen war. Beide Brüder ruhen nun ihrem irdischen Teile nach nebeneinander in fremder Erde. Alle, die Johannes Merz dort kennen gelernt hatten, hatten ihn lieb gewonnen. Dies zu erfahren, war seinem Vater eine große Beruhigung.

Mitgeteilt von Herrn Wirklichen Geheimen Rat Dr. Merz, Excellenz, in Loschwitz, der von Ostern 1858 bis dahin 1864 Alumnus des Moldanums war. St. 1858, 7239.

16. Otto Eduard **Wilsdorf**, Sohn des Pfarrers Dr. phil. Johann Karl Eduard Wilsdorf in Wellerswalde, erblickte daselbst das Licht der Welt am 19. August 1861, war Fürstenschüler in Grimma Ostern 1875 bis dahin 1882, studierte in Leipzig Theologie, wurde 1886 Diaconatsvikar in Rochlitz, 1887 Diaconus an der dortigen Petrikirche, 1889 Diaconus in Taucha und Pfarrer in Portitz, 1892 Archidiaconus in Großenhain. Von 1905 an lebte er in Dresden als Privatmann, hielt viele Vorträge über Pilze, auf welchem Gebiete der auch sonst sehr Begabte Autorität war, und starb in geistiger Umnachtung, deren Anfänge wohl Jahre weit zurückliegen, am 9. Februar 1913.

Sein Vater besuchte das Moldanum vom 20. August 1833 bis Ostern 1838 (vergl. Grimmaisches Ecce 1882, S. 28 ff.), einer seiner Brüder, Paul Gotthold Hugo, ebenfalls von Ostern 1869 bis dahin 1874. St. 1876, 6612.



17. Friedrich Wilhelm Richard **Scheer**, Sohn des Kaufmanns Richard Scheer in Rochlitz, der aus einer alten in der preussischen Provinz Sachsen ansässigen Predigerfamilie stammte, und der Frau Marie geb. Melzer, wurde am 9. Mai 1866 geboren. Auf der Realschule seiner Vaterstadt und dem Progymnasium in Grimma vorgebildet, bezog er das Moldanum Ostern 1880 als Extraneeer. Erst als Oberprimaner konnte er eine Rochlitzer Freistelle erhalten. Wegen seiner Gutmütigkeit, Lauterkeit und Friedfertigkeit hatten ihn alle Mitschüler, besonders die Klassengenossen gern. Er hat sich redlich geplagt, das Ziel der Anstalt zu erreichen. Ostern 1887 wurde er mit Reisezeugnis entlassen und ging nach Leipzig, um Theologie zu studieren. Auch die Universität Greifswald besuchte er ein paar Semester. Damals trat schon hervor, was immer ein hervorragender Zug seines Wesens geblieben ist, die Freude, fremde Not zu lindern und sich aufzuopfern. Als Kandidat war er Lehrer in Schandau, Ernstthal und Hermsdorf bei Ernstthal und 1895—96 Lehrkandidat bei Superintendent Meyer in Zwickau, dem er für vielfache Anregung und Förderung immer dankbar gewesen ist. 1896 konnte er ins geistliche Amt eintreten. Die Pfarochie Pobershau in der Ephorie Marienberg entbehrte noch eines Gotteshauses, wurde aber schon von einem besonderen Hilfsgeistlichen in Predigt und Seelsorge bedient. In ihr stellte ihn das Kirchenregiment 1906 an. Viel Liebe und Vertrauen hat er sich in ihr erworben, es gab viele Armut und dieser half er nach Kräften ab. Sekten suchten festen Fuß zu fassen und er arbeitete ihnen entgegen, man sehnte sich darnach, nicht mehr nur in der Schule Gottesdienst zu haben und er steuerte durch Sammlungen, die er veranstaltete,

durch Gesuche an die Behörden dem Ziele eines Kirchenbaues rastlos zu. Seinem Nachfolger war es vergönnt, diesen durchzuführen. Mit Wehmut sahen ihn die Parochianen ziehen, als er im Februar 1899 nach Hinterhermsdorf mit Saupsdorf in der Sächsischen Schweiz designiert worden war und damit ständiger Pfarrer wurde. Obwohl hier nicht soviel Armut herrschte, wie im vorigen Wirkungskreise, hatte er doch noch genug Gelegenheit, Mildtätigkeit mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu üben. Einem Freunde gegenüber sprach er sich einmal aus, seine günstige Vermögenslage sähe er als ein Geschenk Gottes an, mit dem er Wunden heilen und Mängel heben sollte. Seine Gattin, die er in Hinterhermsdorf heimführte, Elisabeth, Tochter des Bürgermeisters Körner in Rochlitz, war auch darin mit ihm eines Sinnes. Die Gemeinde wußte seine edle Gesinnung sehr wohl zu schätzen. Die Gemeindepflege lag ihm besonders am Herzen. Um den kirchlichen Sinn zu beleben, veranstaltete er mit dem Jünglings- und Männerverein, den er fürsorglich leitete, in jedem Sommer, wo die herrliche Lage des Ortes zahlreiche Gäste nach demselben zog, eine größere Festlichkeit, deren Ertrag für die Unterhaltung einer Gemeindegewerkschwester bestimmt war. Sein Haus aber war seine kleine Welt, verschönt durch zwei munter gedeihende Knaben, während zwei andere in frühester Jugend starben. Da hatte er aber bald Anlaß, den Wanderstab wieder zu ergreifen. Nahe bei Rochlitz war das Pfarramt Zettlitz im Jahre 1910 zur Erledigung gekommen und der Kirchenvorstand, der ihn bereits kannte, sah seinen Wunsch, dasselbe möchte ihm übertragen werden, erfüllt. So wurde ihm das Scheiden von Hinterhermsdorf erleichtert, er kam wieder in die heimatliche Pflege. Seine Hoffnung, die sich mit der der gut kirchlichen Gemeinde begegnete, es würde ihm vergönnt sein, lange Jahre diese zu fördern, sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Der ehemals so rüstige Mann brachte einen kranken Körper mit. Ein Leberleiden machte ihm zu schaffen und dies mit besonderer Heftigkeit im Januar dieses Jahres. Er fürchtete, daß sein Zustand seine Arbeitsfähigkeit sehr lähmen müßte und befolgte daher den Rat des Hausarztes, sich in der Klinik des Dr. Buchbinder in Leipzig untersuchen und behandeln zu lassen, entschlossen, sich selbst einer etwaigen sein Leben gefährdenden Operation zu unterwerfen. Ehe er abreiste, setzte er genau fest, wie es bei seiner Beerdigung, wenn er sterben müßte,

zu halten wäre, bis auf das zu singende Lied. Es wurde ihm von dem genannten Arzte erklärt, wollte er länger leben und gesunden, müßte operiert werden. Vor der schweren Stunde befahl er sich in die Hände seines Gottes, wie dann in einem rührenden Briefe an seine Witwe die Krankenschwester schrieb. Die innige Teilnahme seiner Gemeinde mußte ihn auch erheben. Die Operation war sehr schwer, es fand sich ein alter Eiterherd in der Leber und der Galle. So gut sie anscheinend verlaufen war, in der folgenden Nacht stellten sich Zufälle an Herzschwäche ein, so daß Gattin und Geschwister herbeigerufen wurden. Schon am nächsten Morgen war er eine Leiche. Auf die Nachricht davon war in der Parochie und Ephorie alles erschrocken. Die Stimmung in ersterer, die nun von neuem verwaist war, gab der Nachruf des Kirchenvorstandes im Rochlitzer Tageblatte wieder. In diesem hieß es:

„Nur wenige Jahre war er der Unsrige. Er hat uns verkündet mit gläubigem Herzen und freudigem Munde das Wort des Herrn, er hat nicht nur unter uns, sondern mit uns gelebt, unser Leid war sein Leid, unsere Freude war seine Freude. Er war den Armen ein hilfsbereiter Helfer, den Trauernden ein rechter Tröster, jedem ein lieber Freund. Groß ist unser Schmerz, unerseßlich der Verlust. Sein Andenken wird uns ein bleibender Segen sein. Darum rufen wir ihm für alle Liebe und Treue ein inniges „Habe Dank!“ in die Ewigkeit nach. Möge der treue Gott ihm seine Liebe und Treue lohnen in des Himmels Höhen!“

Zahlreiche Gemeindeglieder zogen bis Spersdorf dem Sarge entgegen, der vor dem Altar aufgebahrt und an dem vom Beichtvater, Pfarrer Birnbaum aus Hermisdorf eine schlichte Feier abgehalten wurde. Am andern Nachmittage fand in der dichtgefüllten Kirche eine ergreifende Begräbnisfeierlichkeit statt. Fast die gesamte Ephoralgeistlichkeit war herbeigekommen, niemanden litt es daheim. Das, wie erwähnt, von dem Heimgegangenen selbst noch erwählte Lied „Mein Gott und Vater, führe mich nur selig, wenn gleich wunderbar“ (Landesgesangbuch Nr. 272) begann, Superintendent Reimer aus Rochlitz sprach ausgehend von Psalm 101, 5 „Meine Augen sehen auf die Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener“ und zeichnete das Bild des Vollendeten als eines treuen und frommen Mannes der Gemeinde zur Tröstung und Mahnung, das Lied, das jener so ge-

liebt hatte, „Näher, mein Gott, zu dir!“, sang der vierstimmige Kirchenchor, Pfarrer Birnbaum wendete sich namentlich an die betroffene Familie, der stellvertretende Vorsitzende des Kirchenvorstandes, Gutsbesitzer Spreer sprach warme Worte des Dankes, auch Vertreter der früheren Gemeinden Bobershausen und Hinterhermsdorf gaben ihrer Trauer Ausdruck, ebenso für die Rochlitzer Pastoralkonferenz Pastor Frenkel, für die Studentenverbindung Wingolf in Leipzig der Anstaltspfarrer Saxe aus Chemnitz-Alten-dorf. Mit je einem Bibelspruch traten die erschienenen Amtsbrüder heran, am offenen Grabe hielt Pastor Frenkel Liturgie und Einsegnung ab. Allgemeines Mitgefühl aber wendete sich auch der Witwe und ihren zwei Söhnen zu, von denen der ältere das Gymnasium in Bautzen besucht. Ihm zuliebe ist sie mit dem jüngeren dahin gezogen. Dort hatte auch ihr Vater seinen Ruhestand verbracht.

Auf Grund ausführlicher Mitteilungen des Herrn Professor Konrektor Dr. Mogk (S. 69), eines Schwagers des Verstorbenen.

St. 1881, 6875.



18. Dr. med. **Walter Glasz**, geboren in Dahlen am 12. Juni 1873, war der Sohn des dortigen Sanitätsrates Dr. med. Glasz. Als Kind viel von Lungenentzündungen heimgesucht, wurde er während der ersten Schuljahre privatim unterrichtet. 1884—86 besuchte er das Gymnasium in Wurzen und 3. Mai 1886 wurde er in die Quarta des Progymnasiums in Grimma aufgenommen, 19. April 1887 aber in die Untertertia der Fürstenschule. 1888 wurde er dort von Professor Lic. Dr. Clemen konfirmiert. Schon Ostern 1889 aber kam er mit seinem fünf Jahre jüngeren Bruder nach Dresden auf die Kreuzschule. Seiner angegriffenen Lunge wegen mußte er 1889 und 1891 fast das ganze Sommerhalbjahr hindurch in Kurorten und Seebädern Erholung suchen, brachte aber mit eisernem Fleiße im Winterhalbjahre die verlorene Schulzeit immer wieder ein.

1913 4*

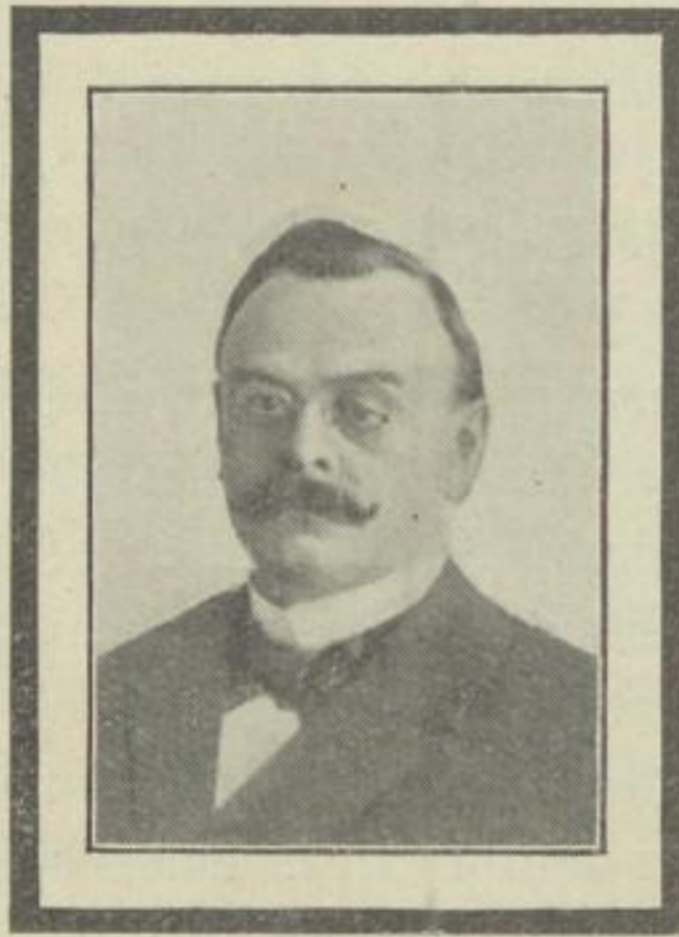
Als er 1894 sich dem Maturitätsexamen unterzog, wurde ihm geraten, Mathematik und Ingenieurwissenschaften zu studieren, damit er seine ausgeprägte Begabung für technische Dinge verwerten könnte. Er sah aber schon von Kind auf im väterlichen Berufe des Arztes seine Lebensaufgabe. Er studierte in Leipzig, wo er Arztonne wurde, und von 1896 ab in Marburg. Nach beendetem Examen war er am Friedrichstädter Krankenhause und am Carolahause in Dresden als Assistent tätig. 1903 ließ er sich in Marienberg als praktischer Arzt nieder und heiratete im Juli desselben Jahres die jüngste Tochter des damaligen Hotelbesizers Herold in Dresden, deren sonnige Lebensfreude schon nach 1 $\frac{1}{4}$ jähriger Ehe — am 2. November 1904 — bei der Geburt eines Töchterchens enden sollte. Ein Jahr später wurde er Badearzt im nahen Warmbad. 1906 führte er die älteste Tochter des Badedirektors L. Uhlich heim, die dann eine treue Mutter seines Töchterchens wurde und ihm ein reiches Glück bereitete. Am 9. Mai 1907 wurde ihnen ein Töchterchen geboren. Bald darauf zog er von Geringswalde bei Wolfenstein nach Wolfenstein selbst, wo er sich angekauft hatte. — Warmbad hat ihm viel zu danken. Er richtete in der „Luxemburg“ die elektrischen und medico-mechanischen Apparate ein, Lichtbäder, Vibrationsmassageapparate usw. Seine technische Erfindungsgabe kam ihm dabei doch noch zustatten. Seine unermüdlische Schaffenskraft und seine stattliche Persönlichkeit haben 1912 wohl keinen der vielen alten treuen Badegäste ahnen lassen, daß sie ihn 1913 nicht mehr finden würden, wenn sie seine geliebte Quelle, auf deren Erfolge er so dankbar stolz war, wieder aufsuchten. Eine plötzlich auftretende Nierenentzündung setzte seinem Leben am 2. April nach 14 tägigem Krankenlager ein Ziel. Mit dem Worte „Wie Gott will“ entschlief er in den Armen seines Vaters, der, nichts ahnend von dem Ernst der Krankheit, tags zuvor zu ihm gekommen war. Er wurde, seinem ausdrücklichen Wunsche entsprechend, nach dem Krematorium in Chemnitz überführt. Nach seinem Tode kam in schöner Weise zum Ausdruck, wievielen Menschen er etwas gewesen war. Als Arzt alle Charlatanerie hassend, gewissenhaft und von immer gleicher, ruhiger Freundlichkeit, im Privatleben zu jedem guten Zwecke dienstbereit und opferwillig, schlicht und bieder, von innerlicher Frömmigkeit, die allem Schein abhold war, und tätiger Nächstenliebe erfüllt, hat er in Haus und Gemeinde, wie als Badearzt und Arzt der

Armen und einfachen Leute ein arbeitsreiches Leben geführt. —
Matth. 25, 21.

Eingefendet vom Bruder, Herrn Pfarrer Glas in Cavertitz.
St. 1888, 7108.

19. Bernhard **Dehlschlängel**, geboren in Lichtenstein am 30. August 1840, war der Sohn des dortigen Bürgermeisters und Rechtskonsulenten Ferdinand Gotthold Dehlschlängel und dessen zweiten Ehefrau Babette geb. Gräbner. In die Unterquarta des Moldanums wurde er Ostern 1854 aufgenommen, aus der Obertertia ging er ab Ostern 1857. Er bezog darauf das Gymnasium in Zwickau und studierte später in Leipzig Jura. Unter dem 31. Dezember 1892 hat er auf dem Stammbuchbogen bemerkt: „nachdem ich auf verschiedenen advokatorischen Expeditionen als Hilfsarbeiter und beim Käte zu Dresden als Referendar und Assessor tätig gewesen war, habe ich die Bürgermeisterämter der Stadt Hainichen (1873 bis Mitte 1883) und der Stadt Pirna vom 1. August 1883 bis Ende Juli 1889 bekleidet. Kurz vor Ablauf meiner Amtszeit in Pirna hat mir Se. Majestät der König das Ritterkreuz 1. Klasse vom Albrechts-Orden zu verleihen geruht. Seit meinem Scheiden aus dem öffentlichen Dienste (Dehlschlängel war in Pirna nicht wieder gewählt worden) übe ich die Rechtsanwaltspraxis in Dresden und auf meiner Filial-expedition in Pirna aus.“ Die letztere hat er später aufgegeben. Ein hoher Beamter erzählte dem Herausgeber, daß er ein ganz tüchtiger Rechtsanwalt gewesen sei, mit dem sich gut verhandeln ließ, von anderer Seite verlautete, er habe manche Sonderbarkeiten in seinem Wesen gehabt. Dafür spricht auch, daß er, auf einen kleineren Bekanntenkreis sich beschränkend, wünschte, nach seinem Tode möchte gar kein Aufhebens von ihm gemacht werden. Die Witwe hat denselben deshalb nicht einmal bekannt gemacht. Er hatte in den letzten Jahren viel von der Zuckerkrankheit zu leiden. Die Ehe war kinderlos, er und seine Gattin nahmen aber ein hilfloses Mädchen an und adoptierten es später. Am 27. April 1913 starb er. Wie er es sich gedacht hatte, wohnten nur wenige, die Kenntnis erhalten hatten, der Bestattung bei. An die Fürstenschule soll er sich oft und gern erinnern haben. Seine intimen Freunde und Klassenbrüder dort, Richard Hof-

mann aus Flößberg und Friedrich Straumer aus Buchholz waren ihm im Tode vorangegangen, ersterer 1877, letzterer (vergl. Grimmaisches Ecce 1901, S. 28 ff.) 1900. St. 1855, 6133.



20. Franz Albert **Weinicke**, Sohn des Geodäten Johann Franz Weinicke in Bischofswerda und dessen Ehefrau Amalie Wilhelmine Dorothea geb. Köhler, war am 28. März 1841 geboren. Nach beendeter Teilnahme an der Landesvermessung des Königreichs wurde sein Vater als Zollbeamter nach Leipzig versetzt. Als er, auf der Nikolaischule daselbst vorbereitet, Ostern 1856 in das Moldanum rezipiert wurde, war jener Obersteuerkontrollleur. Er gehörte einer

Translokation an, die zwölf Mann stark, Ostern 1862 mit dem Reisezeugnis abging, und diese waren zur Hälfte Leipziger. Der Herausgeber, der drei Semester jünger war, entsinnt sich aus seiner ersten Schülerzeit, daß diese Leipziger nicht zu beliebt waren. Sie galten als „vornehm“, legten Wert auf feine Umgangsformen und „patente“ Kleidung, während der übrige Coetus sich nicht gerade durch poliertes Auftreten hervortat. Damals wurde im Winterhalbjahre in dem kleinen Parterrezimmer neben der „Patience“ unter Haugwitz, der „Fechtmeister beider Waffen“ firmierte, geturnt, das Heiligtum der Aula war dieser Kunst noch verschlossen. Dort wurde auch der Tanzunterricht erteilt, aber ohne Hinzuziehung von Damen. Solche konnte man zum erstenmale zum Schulball anfassen. Jede Klasse hatte wöchentlich eine Stunde Turnen. Da wurden im Winter 1857/58 die Schüler durch Bekanntgabe einer Verordnung unangenehm berührt, daß jede Klasse nun zwei Stunden Turnen haben sollte und zwar auf Kosten des Freihabens, was die Entrüstung vermehrte. Es hieß sofort: da sind nur die Leipziger schuld, deren Eltern mit der einen Stunde nicht zufrieden sind. Einige dieser Leipziger, wenn nicht alle, die damals „Sauschwänze“ waren (also Untertertianer) spannten Primaner in den polnischen

Bock und so wurden sie auf Schränke im zweiten Studieraal gesetzt, wir Noveye aber wurden an ihnen vorübergeführt, als wären wir in einer Menagerie. So geringer Wertschätzung begegnete damals das Turnen in St. Augustin.

Ostern 1859 in die Oberlektion aufgerückt, trat Albert Weinicke der Schülerverbindung Concordia (Farben: blau-grau-rot) bei, die neben einer anderen, Namens Fidelitas (Farben: grün-weiß-gold) im geheimen bestand und bei Bogels oder in Böhlen „knipp“. Er hat sich das Verbindungsband aufgehoben, auf dem folgende fast sämtlich inzwischen verstorbene Mitglieder aufgeführt sind: Alfred Adam, Otto von der Planitz, Julius Heubner, Bruno Schurig, Richard Kuhn, Richard Hofmann (?), nur einen Schüler dieses Namens hat es gegeben, Hofmann I. aus Flößberg, der aber schon am 3. Februar 1858 abging und in Berlin 11. März 1877 verstorben ist), Oskar Heinze, Eduard Osterloh, Otto Wilisch, Kurt Gehlert, Ernst Mittag, Albert Richter, Theodor Weissenborn, Ulrich Schneider. Im April 1860 nun versetzte den Coetus die Nachricht in größte Aufregung, dem Ministerium wären beide Verbindungen und deren Mitglieder angezeigt worden und die Schulinspektion hätte Weisung erhalten, Untersuchung anzustellen und die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen. Die allgemeine Befürchtung war, die stattliche Anzahl von Verbindungsleuten, die sämtlich in der Oberlektion saßen, würden fortgeschickt werden. Alle Oberen, die nicht beteiligt waren, reichten eine Bittschrift ein, ihre „lieben Mitschüler“ möchten mit Dimission verschont werden. Die üblichen Extrasynoden wurden gehalten. Da die Statuten, wie Professor Köppler in seiner Geschichte der Schule S. 168 hervorhebt, harmlos und auch sonst keine schädlichen Einflüsse hervorgetreten waren, wie denn die Statuten der Concordia unter anderem zur Bekämpfung der Unsitte verpflichtet, wurde niemand „geschafft“, aber die Missetäter wurden in empfindlicher Weise „geschleunzt“. Die Translokationen blieben nicht beisammen und, so bald nach dem Erscheinen des Schülerverzeichnisses „nach dem Osterexamen 1860“ mußte für Prima und Sekunda ein neues Blatt gedruckt werden. Weinicke ging auch noch der Würde des II. Defurio in Sekunda verlustig. Über den Verdacht, wer der Anzeiger gewesen sei, hat der Herausgeber sich im Nekrolog Weinecks (Grimmaisches Ecce 1907, S. 45) ausgelassen, denn dieser hat energisch protestiert. Der dort erwähnte Primaner war Weinicke. Jenes Vorkommnis wurde in der Schule wie eine

Staatsaktion angesehen und Rektor Wunder hielt im Primaner= auditorium an den zusammengerufenen Coetus eine erschütternde „Bauke“, umgeben von dem gesamten Lehrerkollegium.

Unser nun Verstorbener studierte in Leipzig die Rechte und wurde Konfneipant beim Korps Misnia. Im März 1866 bestand er die erste juristische Prüfung und promovierte zum Dr. iuris, arbeitete dann bis Ende Mai 1867 bei Anwälten in Leipzig und Glauchau, in letzterer Stadt bei Richard Clauß, und trat am 1. Juni 1867 in den Fürstlich und Gräfllich Schönburgschen Justizdienst. Nach absolvierter Richterprüfung wurde ihm am 1. August 1872 das Amt eines Gerichtsrats bei dem Bezirksgericht Glauchau übertragen, am 1. Juli 1875 das eines Gerichtsamtmanns in Hohenstein=Ernstthal. Bei Aufhebung der Schönburgschen Gerichtshoheit wurde er in den Königlich Sächsischen Staatsdienst übernommen. Vom 1. Oktober 1882 bis Ende November 1884 war er als Rat bei dem Landgerichte Dresden angestellt, am 1. Dezember 1884 aber wurde er Vorstand des Königlichen Amtsgerichts Borna unter Verleihung des Titels und Ranges als Oberamtsrichter. Im April 1892 zeichnete ihn Majestät durch das Ritterkreuz 1. Klasse vom Verdienstorden aus und im Jahre 1899 durch Versetzung an die Spitze des Amtsgerichts Pirna. Leider aber konnte er in dieser Stellung nur kurze Zeit wirken, bereits im folgenden Jahre zwang ihn eine beginnende Nervenkrankheit in Wartegeld zu gehen und 1901 mußte seine Pensionierung eintreten, die Unterbringung in der Heilanstalt Untergöltzsch war unabweisbar. In ihr ist er nach langem Siechtum am 4. Juni 1913 verstorben, eine schwere Erkältung führte schließlich seine Auflösung herbei. Vor einigen Jahren kam ein auch aus Leipzig stammender alter Grimmenser dahin auf Besuch, sah ihn vorübergehen und machte sich ihm freundschaftlich bemerklich, aber er „zeichnete nicht“, der ehemals so rüstige Mann war gebrochen und völlig teilnahmslos.

1872 hatte er sich mit Marie Ottilie, Tochter des ehemaligen Advokaten Konstantin Herzog in Zwickau verheiratet. Diese ist ihm im Tode am 29. März 1909 in Leipzig vorausgegangen. Ihr Eheglück war zerstört. Aber zwei Kinder waren die Freude ihres Alters, Therese, jetzt Lehrerin in Leipzig, und Max, jetzt Stadtamtmann in Chemnitz (Afraner 1891—97).

Der Heimgegangene lebte in seinen gesunden Tagen ganz seinem Amte und seiner Familie. Seinen Untergebenen, ins=

besondere auch den ihm zur Ausbildung überwiesenen Referendaren, bewies er viel Wohlwollen. In seiner Pflichterfüllung war er sehr treu, durch seine allzugroße Gewissenhaftigkeit dürfte er sich seine schwere Krankheit zugezogen haben. Dabei ließ er aber keine Lobeserhebungen über sich ergehen, eine bescheidene Persönlichkeit.

Verfaßt unter Benutzung der Mitteilungen des Herrn Sohnes und der Aufzeichnungen seines Vaters auf dem Stammbuchbogen vom 24. April 1893. St. 1856, 6152.



21. Gottlob Erich **Krause** war der einzige Sohn des Oberlehrers Christian Gottlob Krause in Frankenberg und dessen zweiter Gattin Ernestine Emilie geb. Seyrich, denen er am 23. Juni 1863 geboren wurde. Noch in diesem Jahre hat er selbst seinen Lebenslauf gefertigt und da bemerkt: „Das Passieren des Nr. 50 Kilometersteins will ich benutzen, einen Rückblick zu schaffen über den zurückgelegten Lebensweg. Ich beginne denselben mit Dank gegen Gott, der mich

bisher geführt hat, der mich und die Meinen vor allerlei Unheil behütete und die Werke meiner Hände und das, was der Geist erschuf, mit Segen krönte allezeit.“ Nach frohen Jugendtagen in der Dienstwohnung des Vaters am Kirchhof, die er mit einer älteren und einer jüngeren Schwester verlebte, wurde er in den Selektaklassen der Bürgerschule, dann vom Jahre 1877 an im Progymnasium zu Grimma für unser Moldanum vorbereitet, in das er Ostern 1878 rezipiert wurde. Er konnte keine Freistelle erlangen und deshalb zogen die Eltern, die Kosten zu verringern, nach der Pensionierung des Vaters Anfang Juni 1879 ihm nach. So führte er „das von den Mitschülern sehr geschätzte Leben eines Extraneers, der nach Kräften das ernstere Los des Alumnus in Betätigung guter Kameradschaft zu mildern suchte“. Die meiste Hochachtung nötigte ihm Professor Dr. Uhlich ab, aber auch des Rektors Professor Dr. Müller gedachte er später mit Verehrung.

Auf die Schule hat er immer viel gehalten und ihr nachgerühmt, daß er dort arbeiten gelernt und ihr Sinn für Pflichterfüllung, auch Stärkung des Gedächtnisses zu verdanken hätte. Ostern 1884 bestand er die Reifeprüfung, entschlossen, Medizin zu studieren und diente nun sein erstes Halbjahr bei den Grimmaer Husaren ab. Die alten Eltern gewannen es nicht über sich, ihm dies zu verwehren, und er war mit Leib und Seele Soldat. „Wenn ich nur noch einmal auf dem Rosse sitzen und den Säbel schwingen könnte, das wäre eine Lust“, schreibt er im Lebenslaufe. Dann begann Michaelis 1884 das Studium auf der Universität Leipzig. Hier ward er ein tüchtiger Schläger auf Mensur. Die Eltern folgten ihm auch dorthin. Freilich, so sehr ihm die Medizin behagte, er beteiligte sich mehr an den praktischen Übungen, theoretisch kam er nicht recht vorwärts. Zeitig übernahm er Vertretungen, die ihm schönes Geld eintrugen, aber ihm die Lust, theoretisch angestrengt zu arbeiten, nahmen, so daß er es nicht zum Examen brachte. Vom 1. April 1891 mußte er noch seiner Militärpflicht voll genügen und trat beim Karabinierregiment, 1. Eskadron in Borna auf ein halbes Jahr als Gefreiter ein, wurde auch zum Unteroffizier befördert. 1892 aber gab er auf Geheiß der Eltern, deren Ersparnisse nun erschöpft waren, das Studium auf und ging zur Steuer über. Er wurde Grenzaufseher in Großschönau. Der Wechsel fiel ihm schwer genug. „Erst akademische Freiheit, nun äußerst pünktlicher Dienst bei Tag und Nacht und niemand frug nach Wetter und Wind.“ Aber nach und nach gefiel ihm der Dienst. Er verlobte sich auch mit Gertrud Bleyl, der Pflegetochter des Bildhauers Hübner in genanntem Orte. Und doch erkannte er mit der Zeit, daß diese Laufbahn ihn nicht befriedigen könnte. Mit Hilfe der Mittel seiner Braut kaufte er die Buchdruckerei und den Verlag der „Oberlausitzer Presse“ daselbst. Am 1. April 1895 hielt er Einzug und am 27. April Hochzeit. Das Geschäft ging gut, eine frohe Zeit war ihm beschieden. Aber der Gedanke an das liegen-gelassene Studium drängte sich bei ihm immer wieder vor. Er konnte die Druckerei günstig veräußern und zog mit Frau und Töchterchen im Januar 1898 nach Würzburg, das Studium dort zu vollenden. Die medizinische Fakultät gewährte ihm wohl-wollende Förderung und rechnete ihm die frühere Universitätszeit zum Teil an. Ostern 1898 bestand er das tentamen physicum, den nächsten Sommer studierte er in Erlangen, nach Würzburg

zurückgekehrt kam er mit einer Dissertation „Beitrag zur Genese der Nierencysten“ dem Ziele näher, er war nun Dr. medicinae. Am 24. Februar 1901 wurde auch das medizinische Staatsexamen mit bestem Erfolge bestanden. Man kann solcher Willensstärke die Anerkennung nicht versagen. Er zog nun mit Familie — in Würzburg waren ihm noch zwei Knaben geboren worden — wieder nach Sachsen und ließ sich in Prefschendorf nieder. Es dauerte nicht lange und er hatte eine ausgedehnte, wenn auch oft mühevollere Landpraxis, die Patienten schätzten ihn wegen seines frischen Wesens und weil er nicht nur tüchtig, sondern auch ein Trostbringer für sie war. Sein ehemaliger Schulfreund Pfarrer Kunde (S. 76) bahnte ihm die Wege. Er war im Orte ein wegen seiner Fröhlichkeit beliebtes und auch sehr anregendes Element, besonders im Gemeinderat und Schulvorstand, sowie als Vorsitzender des Fechtvereins. Auch genoß er ein reiches, durch die Geburt noch eines Söhnchens vermehrtes Familienglück. Da stieg eine drohende Wolke auf, ein schweres Nervenleiden. Dasselbe kam zu vollem Ausbruch infolge eines Sturzes vom Wagen im Sommer 1912. Besorgniserregende Schwindelanfälle traten auf, eine Zeitlang mußte er die Praxis einschränken, ja ganz aufgeben. Darunter litt er, wie er sich auch in der vita ausspricht, unsäglich. Er sah als Mediziner, daß er unheilbar war. Die Sorge um die Zukunft der Seinen ließ ihn fast verzweifeln, er war ja ein so fürsorglicher Gatte und Vater. Der Winter 1912/13 brachte nur vorübergehend Besserung. Palmarum dieses Jahres bei der Konfirmation seines ältesten Sohnes erschrafen die Verwandten über sein Aussehen. Sein Freund Pfarrer Kunde erwies sich ihm als einen tröstenden Seelsorger, zumal in den letzten bangen Wochen. Er selbst richtete viele aufrichtende Worte an seine Gattin und mahnte die Kinder häufig „tut nichts, dessen Ihr Euch vor der Mutter schämen müßt“. Am 18. Juni 1913 machte es Gott mit ihm aus. Unter großer Teilnahme der Einwohner- und Nachbarschaft wurde er am Sonntag darauf beerdigt. Im Hause sprach der Gatte seiner jüngeren Schwester, Oberpfarrer Däberitz aus Elsterberg, zum Abschied auf dem Gottesacker hielt der Ortspfarrer eine ermutigende Leichenrede und rief ihm ein Kollege für den ärztlichen Bezirksverein ehrende Worte nach.

Nach Mitteilungen von dem Verstorbenen verwandter Seite verfaßt.

St. 1878, 6779.



22. Friedrich Ferdinand Edmund **Schmid** war der zweite Sohn des Pfarrers M. Karl August Hermann Schmid in Großwiederitzsch und der Frau Alma geb. Schlegel und wurde geboren am 2. August 1845. Erst einige Jahre war er alt, als ihm und seinen vier Geschwistern die Mutter starb, aber Frau Marie geb. Klee, die seine zweite Mutter wurde, hat es auch ihn nicht fühlen lassen, daß sie seine leibliche Mutter nicht war. Groß- und Kleinwiederitzsch waren damals ruhige

und kirchliche Bauerndörfer, in denen die Tradition von Generation zu Generation etwas galt und viel von der „Bataille“ und ihren Greueln gesprochen wurde, jetzt sind sie zu Einer Gemeinde Wiederitzsch vereinigt und die dicht herangerückte Großstadt Leipzig übt ihren Einfluß aus. Man kennt ja die Licht- und Schattenseiten solcher stetig wachsender Vororte. Um so lebhafter war es vor 60 Jahren im dortigen Pfarrhause. Das Ehepaar Schmid nahm Pensionäre auf, die mit seinen Kindern, den auch durch das Filial Seehausen in Anspruch genommenen Hausherrn unterstützend, Hauslehrer unterrichteten. Unter diesen ist dem Herausgeber noch ein altlutherischer Kandidat Berger in Erinnerung, der in Gemeinschaft mit dem Vater auf die Sinnesweise Edmunds nachhaltig eingewirkt hat. M. Schmid vertrat die damals im Lande aufkommende konfessionell lutherische Richtung. Er hatte sich an Harleß in dessen Leipziger Zeit angeschlossen. Z. B. konnte er sich nicht entschließen, der Anregung des Ephorus, den er sonst hochschätzte, des tapferen D. Großmann (Portenser, † 1857) zu folgen und für dessen Schoßkind, den Gustav Adolf-Verein, in seinen Gemeinden etwas zu tun, weil derselbe auch Unierte und Reformierte schützt. Er war ausschließlich für die ev.-luth. Heidenmission eingenommen und es war ein Ereignis, als er mit seinem gleichgesinnten Amtsnachbar, Pfarrer M. Kunad in Gutritsch — es wird 1856 gewesen sein — das berühmte Hermannsburger Missionsfest, das der ältere Harms leitete, besuchte. Derartige weite Reisen wagte selten jemand. Ihren Erzählungen von allem, was sie da gesehen, gehört, erlebt hatten, wurde auch von den Pfarrkindern der Gegend, in welcher ein reger Verkehr von Pfarr-

haus zu Pfarrhaus stattfand, andächtig gelauscht. Auch Edmund hat später gern von den dabei empfangenen Eindrücken berichtet. Auch er aber hat dann als Pfarrer für den Gustav Adolf-Verein „nichts übrig“ gehabt, darin der einzige in seiner Ephorie. Stets hat er aber auch bewiesen, daß er in einer von ernstem christlichen Geiste durchwehten Familie aufgewachsen war, die Hoheit seines Heilandes, die Herrlichkeit des Evangeliums, die Bedeutung unserer Kirche für unser Volk betonte er unerschrocken. Nachdem er 1 $\frac{1}{2}$ Jahr auf der Nikolaischule in Leipzig gewesen war unter Rektor Nobbe, wurde er, damit ihm eine gründlichere Ausbildung zuteil würde, Michaelis 1860 mit seinem Jugendfreunde Alwin Kunad, dem Sohne des genannten Pfarrers (vergl. Grimmaisches Ecce 1910, S. 41 ff.), auf das Moldanum in die Unterquarta gebracht. Daß er das 15. Lebensjahr bereits überschritten hatte, war nicht hinderlich, denn beide mußten vorerst Extraneer werden. Allein nur ein Semester brauchten sie dies bei dem Religionslehrer, dem vortrefflichen Professor Müller zu sein. Ostern 1861 konnten sie ins Alumnat einrücken. In regelmäßigem Fortschritt durchlief Schmid die Klassen, strebsam ist er kaum jemals mit den Schulgesetzen in Konflikt gekommen. Namentlich im Turnen zeichnete er sich aus. In seinem letzten Halbjahre machte er die große Veränderung mit durch, welche der Rücktritt des unvergeßlichen Rektors Eduard Wunder mit sich brachte, seine Translokation war die erste, die Rektor Dietsch zum Schulfeste 1866 entließ. Er erhielt II in den Wissenschaften, I in den Sitten. Erwähnt hat er aber dann die Schule nicht viel, nur beim großen Schulfeste im September 1900 mochte er nicht fehlen. In Leipzig studierte er sieben Semester Theologie in steter Verbindung mit dem nahen Elternhause. Ostern 1870 übernahm der neufreier Kandidat eine Hauslehrerstelle in adligem Hause in Livland, um nach 1 $\frac{1}{2}$ Jahren nach Deutschland zurückzukehren, weil ihn der Prinz Hugo von Schönburg-Waldenburg auf Droyßig und dessen Gemahlin Hermine geb. Prinzessin Reuß ä. L. zum Lehrer ihrer drei Kinder erwählt hatten. Dort hatte er Gelegenheit, Einblick in die Verhältnisse und Anschauungen höchster Kreise zu tun und erfreute er sich des Vertrauens des fürstlichen Paares, das gern Erziehungsfragen mit ihm besprach und ihm, nachdem er längst geschieden war, fortgesetzte Zuneigung bewies. Der Aufenthalt in solchem Hause, wenigstens, wenn der junge Mann nicht, wie es mitunter geschehen soll, zu den Domestiken gerechnet wird, sondern

von der Prinzipalität auch seine Ehre empfängt, ist, noch abgesehen von der Erleichterung seiner Aufgabe, ihm nur förderlich, schon wegen der guten Umgangsformen, die er sich da aneignen kann. Dies hat auch Edmund Schmid anerkannt. 3 1/2 Jahre blieb er in jener Stellung, er war inzwischen Predigtamtskandidat geworden und stellte sich nun dem sächsischen Kirchenregiment zur Verfügung. Dieses ernannte ihn im Herbst 1875 zum Vikar für den erkrankten Pfarrer Wilisch in Lützschena (A. 1827). Nicht weit von der Heimat konnte er also die ersten Schritte im geistlichen Amte tun, sein Vater durfte ihn in Vertretung des Ephorieverwesers selbst ordinieren. Im nächsten Jahre erledigte sich der Auftrag und designierte ihn der Fürst Otto Friedrich von Schönburg-Waldenburg zum Diaconus von Waldenburg und Pfarrer von Schwaben. Im Oktober 1879 siedelte er dann als Pfarrer nach Cuba bei Niederwiesa über. In seiner dortigen Amtszeit führte er eine umfassende Kirchenrenovation durch, nachdem gleich in den ersten Jahren zu seiner Freude die Beschaffung eines neuen Geläutes möglich gewesen war. Er fand einen Stamm frommer Christen vor, die auf Kirche und Seelsorger hielten, aber im ganzen sah er sich auf sterilen Boden versetzt. Die vom großen Weltverkehr abgelegene Gemeinde hatte seit Jahrzehnten mehrere Geistliche gehabt, die sie nicht auf die Höhe gebracht hatten. Der Sohn des einen, seinem Rufnamen „Basil“ keine Ehre machend, wohnte als Handarbeiter im Armenhause und trank, was im Orte auf mangelhafte Erziehung zurückgeführt wurde, ein anderer prozessierte oft gegen Parochianen, ein dritter war tüchtig, predigte aber so hoch, daß sich die Leute, wie sie sagten, nichts daraus nehmen konnten, ein vierter fertigte mit Vorliebe Holzpantoffeln, zum Ärger der Pantoffelmacher im Dorfe gratis. Schmid brachte aber ideale Ansichten mit und steckte sein Ziel hoch. Es ist nicht zuviel gesagt, er war hochkirchlicher Richtung und beklagte, daß in unserer Kirche das geistliche Amt nicht das Ansehen und die Macht hat, wie in der katholischen. Für seine Auffassung und seine Anforderungen war die Gemeinde nicht reif. Mancherlei Opposition machte ihm zu schaffen. Das Gros verstand ihn wenig oder wollte ihn nicht verstehen, von der Sozialdemokratie bearbeitet. Seine Weise, sich zu äußern, wirkte auch erschwerend. Seine Mitschüler von Grimma werden sich entsinnen, daß er schon damals eine Neigung hatte, sich nicht natürlich zu geben und wie derlei dort gewöhnlich aufgenommen wurde. Vielleicht war „die Manier“ bei

ihm noch mehr in seinen Hauslehrerstellungen ausgeprägt worden, wo er in Sprache und Haltung sehr hatte auf sich acht geben müssen. So gemütlich er mit einem unter vier Augen sprechen konnte, waren mehrere beisammen und besonders Gemeindeglieder zugegen, redete er „hochdeutsch“, so drückten sich die Dörfler aus, und „affektiert“, so hieß es in der Fürstenschule. Auch unter den Amtsbrüdern entwickelte er, immer pathetisch und apodiktisch, oft Ansichten, die zum Widerspruch reizten und das mußte ihn wieder schmerzen. Es tat weh, wenn aus vertraulichen Äußerungen des so gewissenhaften Mannes, der die Gemeinde gern fördern, Gutes stiften, Zustimmung finden wollte, Enttäuschung herausklang. Immermehr zog er sich zurück. Bei dem zum Grübeln Geneigten trat etwas anderes hinzu. Schon in den 90er Jahren hatten ihn Wahnvorstellungen gepeinigt; nachdem ihn diese anscheinend Jahre hindurch in Ruhe gelassen hatten, brachen sie Anfang des Jahres 1903 heftig wieder hervor. So wenig er es die Seinen und auch auf der Kanzel merken ließ, es ließ ihn die Befürchtung nicht los, daß teils über ihn gelacht, teils ihm etwas recht Böses zugetraut würde, auch in der Gemeinde. In einer Konferenz von Geistlichen warf er bekümmert die Frage auf: was habt Ihr denn eigentlich gegen mich? Zugleich schuf er sich Bilder über die Zukunft der Kirche und des Volkes, in der seine Person eine ausschlaggebende Rolle spielen sollte, und verschickte ein Elaborat von wohl 30 Seiten, das auch Angriffe wider die Oberbehörde enthielt und entschieden auf geistige Erkrankung schließen ließ. Geheimrat Dr. Flechsig in Leipzig, zu dem er sich auf dringenden Rat begab, konstatierte ebenfalls eine solche. Immer operierte der arme Mann mit dem „falschen Blick“. Immer argwöhnte er Übelwollen und Gegnerschaft. Es ging nicht anders, er mußte beurlaubt und veranlaßt werden, in eine Heilanstalt zu gehen. Als er nach Monaten schrieb, er hielt sich für völlig gesund und fähig, das inzwischen von zwei Vikaren verwaltete Amt wieder zu übernehmen, der behandelnde Arzt aber auf die bestimmte Frage, ob dies ohne Schädigung der Gemeinde möglich sein würde, mit einem entschiedenen „Nein“ antwortete, ließ ihm das Landeskonsistorium ernstlich nahelegen, um seine Emeritierung einzukommen. Er bequeme sich endlich dazu. Am 15. Januar 1904 trat er in den Ruhestand, erst 59 Jahre alt, kurz vor seinem Ortsjubiläum. Ein trauriger Abschluß. Was ihn besonders betrübt, war, daß er ohne Abschiedspredigt zu gehen hatte. Aber man war nicht sicher, was er sagen würde.

Edmund Schmid war ein ernster und unterrichteter Pfarrer. Was er gab in der Predigt und in Konferenzvorträgen, war durchdacht, in ausgefahrenen Geleisen ging er nie. Dabei bewies er große Selbstbeherrschung und verstand seine Idiosynkrasien vor der Gemeinde zurückzustellen, die wohl vieles an ihm „eigentümlich“ fand, aber von der tieferliegenden Krankheit keine Ahnung hatte. Seine Erscheinung machte den Eindruck der Eleganz und der Würde, nur war zuviel Gemachtes dabei.

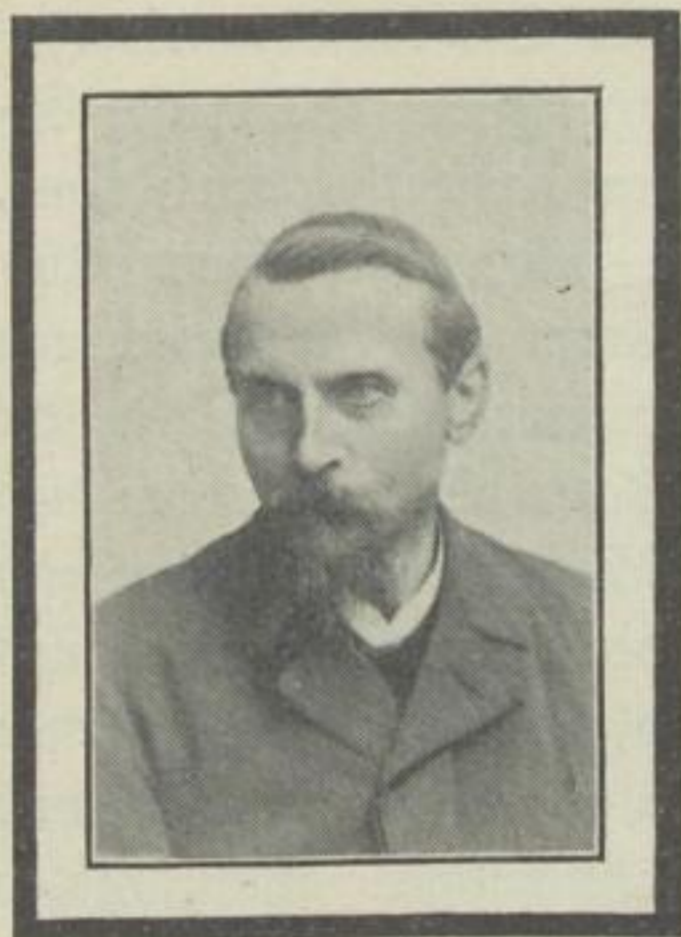
Erst zog er nach Gaußsch, dann nach Leipzig-Gutritsch. Im Frühjahr 1913 befiel ihn ein Leber- und Nierenleiden krebsartiger Natur. Geheimrat Dr. von Strümpell in Leipzig nahm ihn in seine Klinik auf, konnte aber eine Operation nicht mehr vornehmen. Gefaßt sah er sein Ende nahen und sehnte sich nach Erlösung von vielem durchgekosteten Leid. Am 28. Juni ging er heim. Am 1. Juli fand die Begräbnisfeier in der Kapelle des Gutritscher Friedhofs statt. Wie er angeordnet hatte, verlas Pfarrer Wagenknecht nur die Stelle Röm. 8, 28—39 und wurde sein Lieblingslied „Nun lob, mein Seel, den Herren“ gesungen. Auch eine Anzahl treuer Cubaer hatte sich eingefunden.

Noch in Waldenburg hatte sich Edmund Schmid mit einer Tochter seines verehrten theologischen Lehrers D. Luthardt in Leipzig verlobt, Namens Sophie. Er führte sie Anfang des Jahres 1880 nach Cuba heim. Sie ist ihm in den schwersten Zeiten und trübsten Stimmungen liebevoll und selbstlos zur Seite gestanden. Der Ehe entsprossen fünf Kinder: Hermann, jetzt Pfarrer in Kühnhaide, Theodor, jetzt Pfarrer in Rödlitz und drei noch unverheiratete Töchter, Elisabeth, Margarete und Marianne.

Unter Benützung von Mitteilungen der Frau Witwe und nach eigenen schmerzlichen Erinnerungen des Herausgebers verfaßt.

St. 1860, 6281.

23. Franz Martin **Schröter** wurde am 5. Februar 1846 im sogenannten ökonomischen oder Sozietätsgute in Möckern bei Leipzig (jetzt Leipzig-Möckern) geboren, das sein Vater Karl Friedrich Wilhelm Schröter in Pacht hatte. Frau Marie Sophie geb. Arnold aus demselben Dorfe war seine Mutter. 1850 erpachtete sein Vater das Rittergut Otterwisch bei Lausick. Seit langen Jahrzehnten hatten dasselbe Prinzen und Prinzessinnen



von Schwarzburg-Sondershausen be-
sessen und 1848 hatte es der Re-
gierungsrat von Göz in Zwickau von
seiner Gemahlin, Prinzessin Luise
ererbte. Aus den in Otterwisch ver-
brachten Kindheitsjahren stammten für
Franz Schröter die schönsten Er-
innerungen, ihnen verdankte er seine
Vorliebe für das Landleben, sein Ver-
ständnis für das Treiben und die Be-
dürfnisse der ländlichen Bevölkerung
und immer hegte er den Wunsch, seinen
Ruhestand einmal fern von der un-

ruhigen Großstadt in dörflicher Umgebung und auf eigener Scholle
verleben zu können, der ihm denn auch, wiewohl nur auf wenige
Jahre erfüllt worden ist. Unvergesslich waren ihm unter anderem
die Eindrücke, die er empfing, wenn er seinen Vater auf die Jagd
begleiten durfte. Ausführliche Niederschriften über seinen Lebens-
gang, die er den Seinen hinterlassen hat, beschäftigten sich auch
mit dem, was er da gesehen. Er verrät darin eine feine Beobach-
tungsgabe für das Leben des Wildes. Hier bildete sich aber bei
ihm auch ein reger Freiheitsdrang aus. Zwar machte er im
Lernen schon als Knabe gute Fortschritte, aber schon damals war
ihm jede Beschränkung persönlicher Freiheit unangenehm. Auf
das Gymnasium bereiteten ihn erst der Kirchschullehrer des Ortes,
dann Hauslehrer vor, ein Kandidat Grabener, dann Kandidat
Blüher und, als dieser Ostern 1858 Hilfsgeistlicher in Altenburg
geworden war, Kandidat Rudolf Schuster, in dem Strenge und
Milde sich paarten, der sich auch durch musikalische und dichterische
Begabung auszeichnete. Dieser hatte die Genugtuung, seinen
Schüler, nachdem derselbe Palmarum 1861 konfirmiert worden
war und den Denkspruch „Gehet ein durch die enge Pforte usw.“
erhalten hatte, nach Ostern gleich in die Mittelquarta unserer
Fürstenschule aufgenommen zu sehen. Zunächst wurde er gegen
300 Taler Pension Extranee bei Professor Dr. Dinter, am
1. Juli 1862 trat er als Alumnus ein. Er schreibt, er habe
sich wider Erwarten rasch eingelebt und eigentlich Heimweh nur
ein einzigesmal empfunden, am 1. September 1861, wo die
Jagdsaison begann und er jenseits der Mulde schießen hörte. In
der erwähnten Niederschrift verbreitet er sich ausführlich und in

interessanter Weise über das Leben in der Schule, über die Zustände, die zu seiner Zeit herrschten, über heitere und ernste Ereignisse im Schülerleben, über Schattenseiten, namentlich den Zwang, unter dem die Zöglinge standen, nicht zuletzt nach seiner Auffassung dem in religiosis, über das Verbot und die Bestrafung auch ganz unschuldiger Dinge, aber auch über die Lichtseiten, die feste Gründung, besonders in den klassischen Sprachen, das fest Geregelte des Anstaltslebens, die freundschaftliche Verbindung mit Klassengenossen und Mitschülern. Von den Lehrern haben es ihm am meisten die Professoren Dinter und Gilbert angetan, denen er großen Einfluß auf seine innere Entwicklung zuschreibt und wohlthuende Humanität. Als einen sanftmütigen und legalen Schüler stellt er sich selbst nicht hin und nach dem Maturitätsexamen von Michaelis 1866 wunderte er sich nicht, daß er nicht nur in litteris, sondern auch in moribus die IIa erhielt. Zum Lobe der Anstalt sagt er am Schluß: wir alle nahmen von Grimma sehr wertvolle Gewinne mit fort: 1. gründliche Kenntnisse, vor allem in Latein und Griechisch, 2. gereiftes Urteil über die Leistungsfähigkeit eines fleißigen Menschen, 3. Gewöhnung an stete Pünktlichkeit, 4. körperliche Stärke.

Es entsprach einem Wunsche seiner Eltern — der Vater hatte inzwischen das Rittergut Glesien bei Schkeuditz erpachtet —, daß er sich in Leipzig für Theologie inskribieren ließ. Er zog mit seinem Mitabiturienten und Freunde Edmund Schmid zusammen, den er nur um drei Wochen überlebt hat. Doch das Studium der Philologie zog ihn mehr an und zu diesem ging er mit dem zweiten Semester über. Bei Kloß, Georg Curtius, Zarncke, Mitschl hörte er, vorherrschend aber schloß er sich an Overbeck an. Dessen Fach, die Archäologie, fesselte ihn, fünf Jahre war er Mitglied des archäologischen Seminars. Auf Overbecks Veranlassung siedelte er im Frühjahr 1869 nach Berlin über, wo die umfangreichen Sammlungen ihn sehr interessierten und er Haupt, Kirchhoff, Friederichs hörte, vor allem aber ein Verehrer Ernst Curtius' wurde. Dieser regte ihn zum Studium Strabos an, empfahl ihn aber auch dem englischen Prediger in Berlin Carlisle, in dessen Familie er mehrere Monate Hauslehrer war und sich in der englischen Sprache vervollkommnete. Über seine Zukunft scheint er sich damals nicht zu viele Gedanken gemacht zu haben, noch 1869 ging er nach London und nahm eine Hauslehrerstelle in einer deutsch-englischen Familie an, deren Söhne er auf Reisen

begleitete. Das Leben behagte ihm außerordentlich und er wäre wohl länger geblieben, wenn ihn nicht Frühjahr 1872 die lange und tödliche Krankheit seines Vaters zurückgerufen hätte. Im Oktober 1872 in Leipzig nochmals als Student der Philologie inskribiert bestand er im Oktober 1873 glücklich die Prüfung für das Gymnasialschulamt, kam auch bald an die damalige Realschule I. Ordnung in Leipzig, zuerst als Probe-, dann als provisorischer Lehrer. Im Juli 1874 promovierte er zum Dr. phil. mit einer Abhandlung de Strabonis itineribus, die, eingehend abgefaßt und in elegantem Latein geschrieben, den ehemaligen Fürstenschüler verrät. Seiner Schule, die heute den Namen „Petrischule“ führt und ein Realgymnasium ist, ist er immer treu geblieben. 37 Jahre hat er, mit der Zeit zum Oberlehrer, 1899 zum Professor ernannt an ihr gewirkt. Nebenher war er noch tätig bei der Firma F. Hirt & Sohn als Übersetzer englischer Reisewerke, als Mitarbeiter an der Geographie von Seydlitz und wissenschaftlicher Beirat, vorübergehend auch als Mitarbeiter am „Kleinen Brockhaus“ und am geographischen Handbuch von Andree. Er unterrichtete in der Petrischule in Latein, Deutsch, Geographie, zeitweise auch in Geschichte. Einst ein fröhlicher Student und Pauliner, war er doch, seit er seinen Vater so lange und schwer hatte leiden sehen, ernst, beinahe wortkarg und verschlossen geworden. Man mußte ihm schon näher getreten sein, um sich an seiner Herzensgüte erfreuen zu können. In der Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, konnte er sich selbst vergessen, seine Schlichtheit und Aufrichtigkeit gewannen ihm viele Freunde. Namentlich kamen diese Vorzüge seinen Schülern zustatten. Was er an mehreren seiner Grimmaischen Lehrer vermißt hatte, das übte er und wußte, Säumige ohne hartè Mittel mit feinem Humor und Anleitung zur Selbsterkenntnis auf das richtige Geleis zu bringen. Was er aber dem Moldanum hoch anrechnete, daß in ihm tüchtig gelehrt wurde und intensiv gelernt werden mußte, daß die Schüler „gesiebt“ wurden und Schwache oder Faule nicht mit fortgeschleppt, das stand ihm als Lehrer immer vor dem Auge. Viele seiner Schüler bezeugen, daß kaum ein Zögling der Petrischule ihm nur einer Kleinigkeit wegen zeitweise oder dauernd gram gewesen ist.

In seinem Hause erblühte ihm viel Glück. Er hatte sich mit Margarete geb. Kunze aus Dresden im Jahre 1878 verheiratet, die ihm zwei Söhne schenkte und eine Tochter. Der ältere Sohn ist Dr. phil. und Forstassessor in Eibenstock, der

jüngere Oberleutnant, die Tochter lebt bei der Mutter. Die Ehe war nach seinen eigenen Worten „nicht ohne Mißgeschick und Sorgen, aber noch reicher an Eltern Glück und erhebenden Freuden“. Soviel er sich fremder Leute Kindern widmete, sein Bestes widmete er doch seinen eigenen. Was er seiner Gattin auch in schweren Zeiten war, das konnten die Freunde der Familie nach seinem Tode in ihren Beileidsbriefen nur lobend hervorheben. Und noch im Alter bewies er rührende Kindesliebe zu seinen längst entschlafenen Eltern und auch Liebe zu seinen Geschwistern.

Die Freude an der Natur, die schon in der Kindheit ihn beseelte, bewahrte er sich bis ins Alter. Konnte er einmal ausspannen, bewegte er sich am liebsten auf dem eigenen bescheidenen Besitztum, im selbstangelegten Garten, dann, ohne sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Ende April 1911 erlitt er einen so heftigen Influenzaanfall, daß er sich beurlauben lassen und für den 1. Oktober um seine Versetzung in den Ruhestand bitten mußte. Noch zum Studienrat ernannt, verlegte er nun seinen Wohnsitz nach seinem Tuskulum in Großdeuben bei Gaschwitz, wo ihm leider nur ein kurzes otium cum dignitate beschieden war. Nach längerem Kranksein entschlief er am 18. Juli 1913. Als gläubiger Christ hatte er sein Haus bestellt, selbst alle Anordnungen für das letzte getroffen, auch die, daß die Bestattungsfeier nur im engsten Familienkreise stattfinden und sein Tod erst nach in Leipzig erfolgter Einäscherung bekannt gegeben werden sollte. Pfarrer Lic. Dr. Jeremias führte bei jener am 21. Juli als Lieblingspruch des Entschlafenen Apostelgeschichte 14, 22 an: sie stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, daß sie im Glauben blieben und daß wir durch viel Trübsal müssen ins Reich Gottes gehen. Die Anstalt, der er so geraume Zeit und so freudig gedient hatte, hatte Ferien. Nach denselben erschien in den Leipziger Zeitungen folgender Nachruf:

Während der Sommerferien, am 18. Juli verschied in
Großdeuben Herr

Studienrat Professor Dr. Franz Martin Schröter.

Mit ihm ist innerhalb weniger Tage ein zweiter lieber Freund und ehemaliger Amtsgenosse von uns gegangen. Vom Anfang seiner Lehrertätigkeit an ist er mit unserer Schule eng verwachsen gewesen, bis ihm anhaltende Krank-

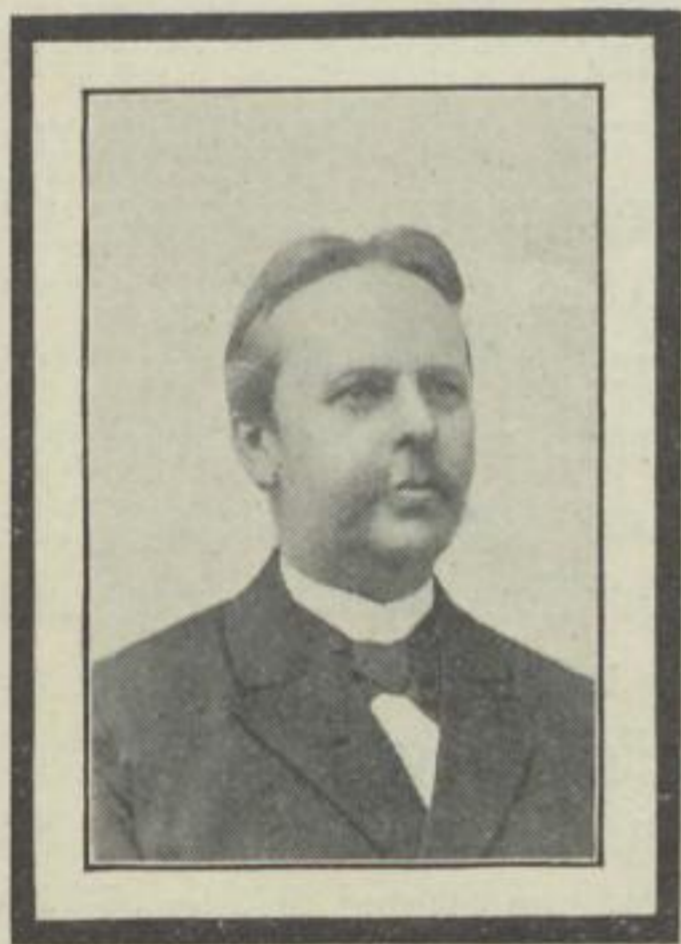
heit vor kaum zwei Jahren weiteres Wirken in unserer Mitte versagte. Ein Mann, stets schaffensfreudig, selbstlos und liebenswürdig, reich an erfrischendem Humor, streng in den Anforderungen an die eigene Person, seinen Schülern mild und wohlwollend: so wird er in unser aller Erinnerung fortleben. Hat auch die schlichte Anspruchslosigkeit seines Wesens es nicht zulassen wollen, daß wir ihm das letzte Geleit gaben, so sei doch nachträglich hier beim Wiederbeginn unserer Tätigkeit des teuren Entschlafenen in dankbarer Treue und trauernder Liebe gedacht.

Leipzig, 16. August 1913.

Das Lehrerkollegium der Petrischule.

Verfaßt auf Grund von Mitteilungen des Sohnes, Herrn Forstassessors Dr. Schröter in Eibenstock und der oben erwähnten Niederschrift.

St. 1860, 6276.



24. Franz Martin **Clausnitzer**¹⁾ wurde am 13. Februar 1847 in Grimma geboren als zweites Kind und einziger Sohn des Postmeisters und Posthalters Friedrich Franz Clausnitzer und dessen zweiter Gattin Laura Auguste geb. Striegler. Er wurde Ostern 1861 in die Fürstenschule als Externeer aufgenommen. Im Sommer desselben Jahres verlor er den Vater. Dieser starb während einer Badereise in Ems. Als sein Verlagslehrer Professor Dr. R. Dietsch, mit dem die Familie befreundet war und der 1866 als Rektor der Fürstenschule nach Grimma zurückkehrte, Michaelis 1861 als Direktor des Gymnasiums und der Realschule nach Plauen i. V. übersiedelte, folgte er ihm und besuchte mehrere Jahre das dortige Gymnasium. Er widmete sich dann dem Postfach. Nachdem er an vielen Orten tätig gewesen war, beschloß er seine Beamtenlaufbahn als Postsekretär in Schandau. Wegen eines Rückenmarkleidens trat er 1896¹⁾ in den Ruhestand und zog mit seiner Gattin, Emma geb.

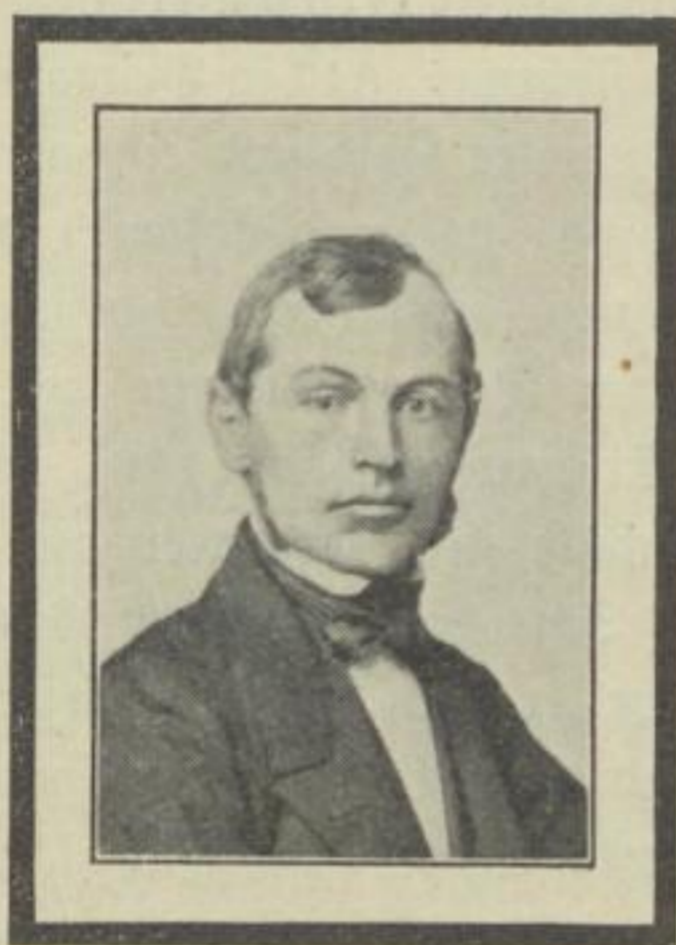
¹⁾ Hiernach ist das Grimmenser-Stammbuch zu berichtigen.

Müller, und seiner Tochter nach Callenberg, der Heimat seiner Frau. Dort erholte er sich, ließ sich ein Haus bauen und war viele Jahre als Stadtrat tätig. Infolge einer Lungenlähmung verschied er am 21. Juli 1913, außer von seinen Angehörigen von vielen betrauert, die dem lebenswürdigen Manne nahegestanden hatten.

Der Großvater Martin Friedrich Claußnitzer, Postmeister und Bürgermeister in Grimma, war Grimmaischer Fürstenschüler 1774—78, ebenso ein Oheim Julius Hermann Claußnitzer, Posthalter in Colditz, 1824—32 (vergl. Grimmaisches Ecce 1896) und auch ein Schwager Georg Gottfried Daniel Dachsel, Oberjustizrat am Landgericht in Bautzen, 1867—73.

Eingefendet vom Schwager des Verstorbenen, Herrn Studienrat Dr. Häbler, Konrektor der Fürstenschule Grimma.

St. 1861, 6201.



25. Karl Gottfried Heinrich **Gaudlitz** war aus dem Bauernstande hervorgegangen. Er wurde am 14. August 1828 in Scoplau, einem kleinen Dorfe zwischen Leisnig und Colditz geboren, wo seine Eltern Johann Gottlob Gaudlitz und Frau Johanne Christiane geb. Colditz mit einem Gute und einer Braunkohlengrube ansässig waren. Obwohl das Haus eine zahlreiche Kinderchar bevölkerte, setzte der Vater seinen Stolz darein, seine Söhne studieren zu lassen

und zwar sollten sie Geistliche werden. Indes erfüllte nur der älteste diesen Wunsch, aber noch zwei haben studiert. Ein vierter, Eduard Gaudlitz, hatte viel Lust zum Berufe des Vaters, aber auch hier zeigte es sich, welchen Wert dieser auf höhere Bildung legte, dieser sein Sohn sollte nicht nur praktisch daheim die Landwirtschaft erlernen, sondern er wurde auf eine landwirtschaftliche Schule gebracht, was vor etwa 60 Jahren gewiß etwas sagen wollte. Leider jedoch verstarb derselbe nach Absolvierung des Lehrganges an Gehirnentzündung. Die drei älteren Brüder er-

reichten das Ziel. Einige Jahre wurden sie in der Ortschaftschule unterrichtet, und dann nacheinander dem Diakonus Zphofen in dem nahen Altleisnig, der zugleich Pfarrer für Tragnitz war, übergeben, damit er sie auf das Moldanum vorbereitete. Dieser Zphofen muß ein ausgezeichnete Lehrer gewesen sein, in nicht zu langer Zeit bewirkte er, daß seine Zöglinge das Aufnahmeexamen bestanden und gern und dankbar haben sie sich später des treuen Mannes erinnert, noch in hohem Alter leuchteten ihre Augen auf, wenn sie von ihrer Knabenzeit erzählten und ihres „alten Zphofen“ gedachten. Zphofen hatte, um dies einzuschalten, Michaelis 1833 selbst einen Sohn Ernst Friedrich der Fürstenschule Grimma übergeben, der als Regierungsrat bei der Kreisdirektion Leipzig 1867 verstorben ist.

Also auch Heinrich Gaudlitz, der mittelfte jener drei Brüder, wurde Grimmenfer. Von Michaelis 1841 bis dahin 1847 ist er es gewesen. Wie häufig ist er auf seinen Aufenthalt „auf der Schule“ zu sprechen gekommen! Damals standen sich Lehrer und Schüler in viel selteneren Fällen, denn jetzt als Freunde gegenüber, es gab sehr strenge Lehrer, auch nicht wenig Pennalismus im Coetus. Unser Gaudlitz hing dennoch stets mit Dankbarkeit an der Anstalt und bewahrte treulich die Erinnerungen aus ihr, auch andere hörte er gern von ihr und dem Leben in ihr sprechen. Seine Nichte, Fräulein Fanny Gaudlitz, deren Vater und beide Brüder in Grimma vorgebildet worden sind, hat ihm, wenn sie ihn besuchte und als sie ihn zuletzt in seiner Schwachheit pflegte, oft Anekdoten von Lehrern und Schülern erzählen müssen, die sie wußte, noch zwei Tage vor seinem Tode hat er sie darum, weil es ihn aufheiterte. Und so hat er seiner Anhänglichkeit an St. Augustin dadurch schönen Ausdruck verliehen, daß er außer vielen anderen Legaten auch dem Verein ehemaliger Fürstenschüler testamentarisch 400 Mark vermachte.

Von Michaelis 1847 an studierte er in Leipzig Jura. Nachdem er das Staatsexamen bestanden hatte, ist er viel im Lande umhergeworfen worden. In Glauchau war er Aktuar, wurde er aber von einem schweren Nervenfieber befallen, das ihn längere Zeit dienstunfähig machte. Dann war er in gleicher Eigenschaft in Schönfeld bei Pillnitz angestellt. Ende der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts aber wurde er, wieder als Aktuar, nach Leisnig versetzt. Dort gründete er sich seinen Hausstand, er erkor die Schwester der Gattin seines älteren Bruders Wilhelm, Alma,

Tochter des Steuerinspektors Herrmann in dieser Stadt zu seiner Lebensgefährtin. Die beiden lebten sehr glücklich miteinander, doch verloren sie ihre beiden Kinder wenige Tage nach der Geburt. In Leisnig avancierte Heinrich Gaudlitz zum Assessor und war er viele Jahre tätig, bis er 1876 Verweser des Amtsgerichtes Remse wurde, bald darauf aber, weil es eingezogen wurde, Amtsrichter in Johannegeorgenstadt. In Ehrenfriedersdorf, wohin er 1883 kam, fühlte er sich nicht wohl, die Dienstwohnung war kalt und feucht und es war ihm willkommen, daß er 1885 nach Bernstadt ziehen konnte. Dort ist er dann geblieben, 1890 mit dem Titel „Amtsgerichtsrat“ ausgezeichnet und später auch durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse vom Albrechts-Orden.

Als Beamter war er geradezu peinlich in Erfüllung seiner Pflichten, in seinem Privatleben immer pünktlich, nie war er z. B. zu bewegen, beim Zusammensein mit Bekannten nur eine halbe Stunde länger zu bleiben, als er sich vorgenommen hatte, das hätte ihm schon sein Sinn für Sparsamkeit, der allerdings bei ihm manche merkwürdige Blüten trieb, nicht gestattet. Infolge seiner einfachen und sparsamen Lebensführung war er ein wohlhabender Mann geworden, doch machte ihn sein Wohlstand hier und da mißtrauisch, selbst bei Besuchen von Verwandten witterte er leicht egoistische Gründe. Er konnte sich nicht entschließen, seinen Ruhestand in einer größeren Stadt zu verleben, wo er doch mehr geistige Anregung gehabt hätte, weil er fürchtete, er könnte da das Opfer eines Verbrechens werden. Er war allmählich zum Sonderling geworden. 1894 zog er sich von den Amtsgeschäften zurück, beschäftigte sich aber auch dann noch viel mit juristischen Dingen und arbeitete sich in das neue Bürgerliche Gesetzbuch ein. Streng religiös war er von jeher gesinnt, den Gottesdienst besuchte er fleißig, er hatte in seinem Auftreten sogar „etwas Pastorales“.

In den letzten Jahren blieb er körperlich rüstig, aber die geistigen Kräfte nahmen merklich ab, für Verwaltung seines Vermögens mußte gesorgt werden, sogar der Tod seiner Gattin vor zwei Jahren machte keinen tieferen Eindruck auf ihn, er lebte mit seinen Gedanken bloß noch in der Vergangenheit. Schließlich wurde auch sein Körper ganz hinfällig und am 6. August 1913 starb er an Entkräftung kurz vor Erfüllung des 85. Lebensjahres.

Sein älterer Bruder Johann Friedrich Wilhelm war Alumnus in Grimma Ostern 1838 bis Michaelis 1845 und starb als emeritierter Pfarrer von Oberwiesenthal in Leipzig am 2. Mai 1892 (vergl. Grimmaisches Ecce 1892, S. 42 ff.), der jüngere Friedrich Hermann war Grimmer Michaelis 1847 bis Ostern 1854 und starb als Dr. med. in Döbeln infolge Verunglückung auf der Eisenbahn am 10. Februar 1893 (vergl. Grimmaisches Ecce 1893, S. 23 ff.). Auch zwei Söhne des ersteren waren Zöglinge des Moldanums, nämlich Johannes Arthur 1875—81, er starb als stud. theol. am 22. August 1882 (vergl. Grimmaisches Ecce 1882, S. 47 ff.), und Wilhelm Heinrich 1880—86, jetzt Dr. med. und praktischer Arzt in Aue.

Nach Mitteilungen des letztgenannten Herrn Neffen des Verstorbenen. St. 1841, 5746.



26. Karl Theodor Albert **Siebdrat** wurde am 8. Januar 1831 als ältester Sohn des damaligen Advokaten Dr. iur. Gustav Albert Siebdrat und seiner Ehegattin Franziska Auguste geb. Fischer in Leipzig geboren. Nachdem sein Vater im folgenden Jahre zum Besitzer des dortigen Schöppenstuhls ernannt und im Jahre 1835 Appellationsgerichtsrat in Zwickau geworden war, besuchte er in letzterer Stadt die Bürgerschule und dann von Ostern 1843 bis dahin 1849 die Fürstenschule Grimma. Eine Prämie — eine Mias — beweist, daß er schon damals den ihm gestellten Aufgaben fleißig und gewissenhaft nachzukommen wußte. Stets hat er der Anstalt ein dankbares Andenken bewahrt und oft sprach er auch mit dem Herausgeber von den ernstesten und heiteren Erlebnissen in ihr. Gern erzählte er noch in hohen Jahren auch von den Postfahrten, die ihn bei Beendigung der Ferien der Muldenstadt wieder zugeführt hatten. Eine besondere Freude war es ihm, dem 350jährigen Stiftungsfeste der Anstalt am 23. und 24. September 1900 mit vielen alten Freunden beizuwohnen. Mit II in

litteris, I in moribus entlassen besuchte er die Universität Leipzig und studierte Jura. Dort schloß er sich dem „Paulus“ an und treu hat er immer zu ihm gehalten. Im Chemnitzer Alt-Paulus war er jahrelang Vorsitzender und selten fehlte er in dessen Zusammenkünften. Auch im Ruhestande nahm er an den Veranstaltungen des Vereins und der Vereinigung alter Pauliner in Dresden teil, bis es ihm seine hohen Jahre untersagten. Nach bestandnem Examen unterzog er sich dem Akzeß in Dresden und war alsdann als Protokollant 1854 in Radeberg, 1855 in Böblitz, 1856 und 1857 in Schwarzenberg tätig. Das Jahr 1858 führte ihn, der am 1. Mai Staatsdiener geworden war, nach Dresden, wo inzwischen sein Vater Geheimer Justizrat und Vortragender Rat im Justizministerium geworden war. Von 1859 bis 1861 Sekretär beim Appellationsgericht in Bautzen, von 1862—1863 beim Appellationsgericht in Chemnitz, wurde er 1864 als Staatsanwalt nach Freiberg versetzt, in welcher Stellung er bis 1870 verblieb. 1870—1877 stand er als Bezirksgerichtsrat einer Abteilung für Strassachen in Dresden vor. Manche Generation junger Juristen ist während dieses Zeitraums durch seine Schule gegangen und es hat ihn mit Stolz erfüllt, wenn verschiedene von ihnen mit Worten des Dankes und der Anerkennung seiner gedachten. 1878 trat er als Polizeidirektor an die Spitze des Polizeiamtes in Chemnitz. Es war damals eine bewegte Zeit. Das Sozialistengesetz wurde nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. eingeführt. Gerade in Chemnitz wühlte die rote Partei in fanatischer Weise. Lange noch sprach man von den aufreizenden rohen Reden eines Most und anderer in großen Volksversammlungen. Da griff Siebdrat, eine so gemütvolle Natur er eigentlich war, fest zu, wie es seines Amtes war. In Auers Schrift „Nach zehn Jahren“ wird unter anderem geschildert, wie im Herbst 1879 die Chemnitzer Genossen in die Agitation für die Landtagswahlen eintraten, ihr Kandidat Julius Bahlteich war und die Chancen sehr günstig für diesen standen, wie aber drei Tage vor dem Wahltermin die Reichstagsabgeordneten Bahlteich und Wiemer mit anderen Genossen, welche sich in einer Restauration zusammengefunden hatten, um die nötigen Maßnahmen für die Wahl zu besprechen, abends 10 Uhr in den Polizeigewahrsam abgeführt wurden, wie 16 Mann noch in derselben Nacht entlassen wurden, drei Mann am nächsten Tage, man aber den Kandidaten Bahlteich bis nach der Wahl gefangen hielt.

Ein Prozeß wegen Geheimbündelei endete mit Freisprechung. Die Wähler ließen aber, so drückt sich Muer aus, sich einschüchtern und der Gegner Bahlteichs siegte mit großer Mehrheit. Nach einem Aufsätze in der Dresdner Volkszeitung, der nach Siebdrats Tode erschien, waren viele Verbote und Auflösungen Siebdrats Werk. Die schwersten Schläge führte er, indem er die Chemnitzer Arbeiterpresse unterdrückte, so daß die neugegründete Genossenschaftsdruckerei nicht weiterbestehen konnte. Und doch tat er nur, was seine Pflicht war, unbekümmert darum, daß er den Massen als „Sozialistentöter“ hingestellt wurde. Damals hat er großen Mut bewiesen, so sehr ihn die Wogen der aufs tiefste erregten Volksmassen umbrandeten, und oft sahen ihn seine durch Drohbrieife erschreckten Angehörigen mit großem Bangen von Hause fortgehen. In Chemnitz war es auch, wo er in der Marthahemsache den Ephorus Michael eifrig unterstützte und sich bei allen das wahre Wohl des Volkes fördernden Bestrebungen emsig tätig bewies.

Am 1. Oktober 1898 trat er in den Ruhestand, geschmückt mit den Ritterkreuzen 1. Klasse vom Albrechts- und vom Verdienstorden. Zeichen der Verehrung und Hochschätzung geleiteten ihn in seinen neuen Wohnsitz Blasewitz. Die Worte des Dankes und der Anerkennung für die Tätigkeit, die er auch über seinen nächsten Wirkungskreis hinaus entfaltet hatte, immer schaffend, anregend, wirklich mit arbeitend, waren wohlverdient und viele, denen er, obwohl er auf den ersten Blick etwas Mächtigernes in seinem Wesen zu haben schien, durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Zuverlässigkeit, seine Pietät gegen die Vergangenheit ein lieber, guter Freund geworden war, sahen ihn mit Bedauern scheiden.

Am 28. August 1860 hatte er sich mit Emma Luise geb. Siems in Bautzen verheiratet. In herzlicher Liebe waren sich beide zugetan und wie sie ihn mit liebevoller Fürsorge umhegte, so bewies er ihr bei jeder Gelegenheit, besonders so oft der Hochzeitstag wiederkehrte, die Innigkeit seiner Zuneigung. Drei Kinder sind der Ehe entsprossen und überleben den Vater: Margarete, die ihn in seinem Witwerstand versorgen konnte, Paul, jetzt Landgerichtsdirektor in Freiberg, und Frau Elly verw. Dr. Voigt in Dresden. Nach nahezu 45 jähriger Ehe entriß ihm am 20. August 1905 der Tod die Lebensgefährtin zu seinem tiefen Schmerze.

Schon während der Zeit seiner amtlichen Tätigkeit hatte er sich schriftstellerisch betätigt. Eine kleine überaus handliche Ausgabe des Strafgesetzbuchs nebst Anmerkungen, ferner mehrere in Meinholds juristischer Handbibliothek erschienene Bearbeitungen von Gesetzen, des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung mit den Einführungsgesetzen fanden günstige Aufnahme. Sein „Generalrepertorium“ der Königlich Sächsischen Landesgesetze und der Reichsgesetze, das zuerst im Jahre 1879 erschien, wurde wohl allseitig mit Beifall aufgenommen, bot es doch einen neuen und zuverlässigen Führer in und durch die immer umfangreicher gewordene Reichs- und Landesgesetzgebung. 1901 erschien es in dritter Auflage, nachdem das neue Bürgerliche Gesetzbuch und seine zahlreichen Ein- und Ausführungsbestimmungen hineingearbeitet worden waren. In den letzten Jahren beschäftigte er sich viel mit Aufstellung von genealogischen Tabellen der deutschen Fürstenthäuser. Mit unermüdlicher Sorgfalt trug er in ihnen alles nach, was zu seiner Kenntnis kam.

Die Bürde des Alters machte sich in der letzten Zeit an ihm sehr bemerkbar. Mit Sorge nahmen die Freunde in Blasewitz und Dresden, die ihn täglich im Waldpark von Blasewitz oder an bestimmten Abenden im „Sachsenhof“ am Barbarossa-Platz trafen, wahr, wie die frühere Schärfe seines Gedächtnisses sehr nachließ. Sonntag, den 14. September 1913 nachmittag $\frac{3}{4}$ 4 Uhr verschied er, nachdem ihn am Morgen ein Gehirnschlag getroffen hatte. Der allen alten Grimmensern so erinnerungsreiche Tag „Kreuzes Erhöhung“, sollte sein Todestag werden.

Theodor Siebdrat war ein gerader, aufrechter Mann. Die Grundzüge seines Charakters waren Treue und Beharrlichkeit. Ein Diplomat war er nicht, manchmal hat er sich durch seine Abneigung gegen diplomatische Umwege die Erreichung des Zieles selbst schwerer gemacht. Selbst jeder Schmeichelei unzugänglich, war er solcher auch nicht fähig. Seine sorgfältig gewonnene Meinung vertrat er unerschrocken und mit Energie. Ein wohlwollender und das Wohlwollen auch betätigender Vorgesetzter, verlangte er, wie von sich, so auch von seinen Mitarbeitern Pünktlichkeit und Aufgehen im Berufe. Ein Beamter, dessen Vorgesetzter er im Anfange der siebziger Jahre war, betrauert in ihm nach dem den Hinterlassenen gesendeten Beileidsschreiben einen „guten und strenggerechten Vorgesetzten“. Solange die

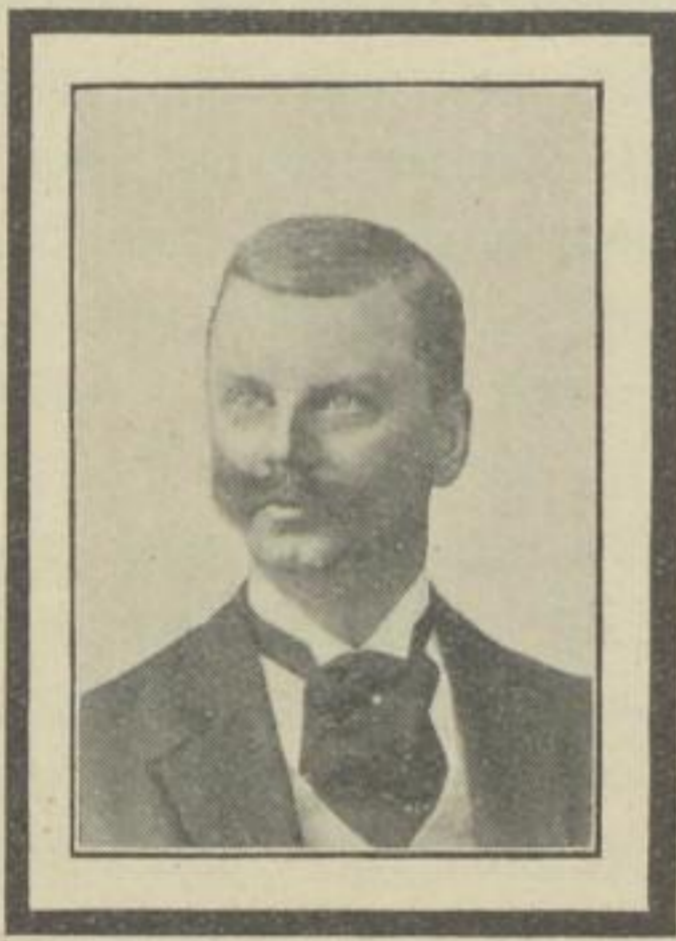
Beschwerden des Alters an ihn noch nicht erheblich herantraten, war er von froher, frischer Lebensauffassung. Er hatte sich den Sinn für die Schönheit der Natur gewahrt. Die Musik und insbesondere seine Gabe, nach Gehör Melodien auf dem Klavier nachzuspielen, hat ihm und seiner Umgebung manche frohe Stunde bereitet. Er liebte eine bescheidene Geselligkeit und bewahrte allen, die sein Vertrauen und seine Zuneigung einmal erworben hatten, eine unerschütterliche Anhänglichkeit — Treue um Treue.

In der Hauptsache ist vorstehender Nekrolog vom Sohne, Herrn Landgerichtsdirektor Siebdrat in Freiberg verfaßt.

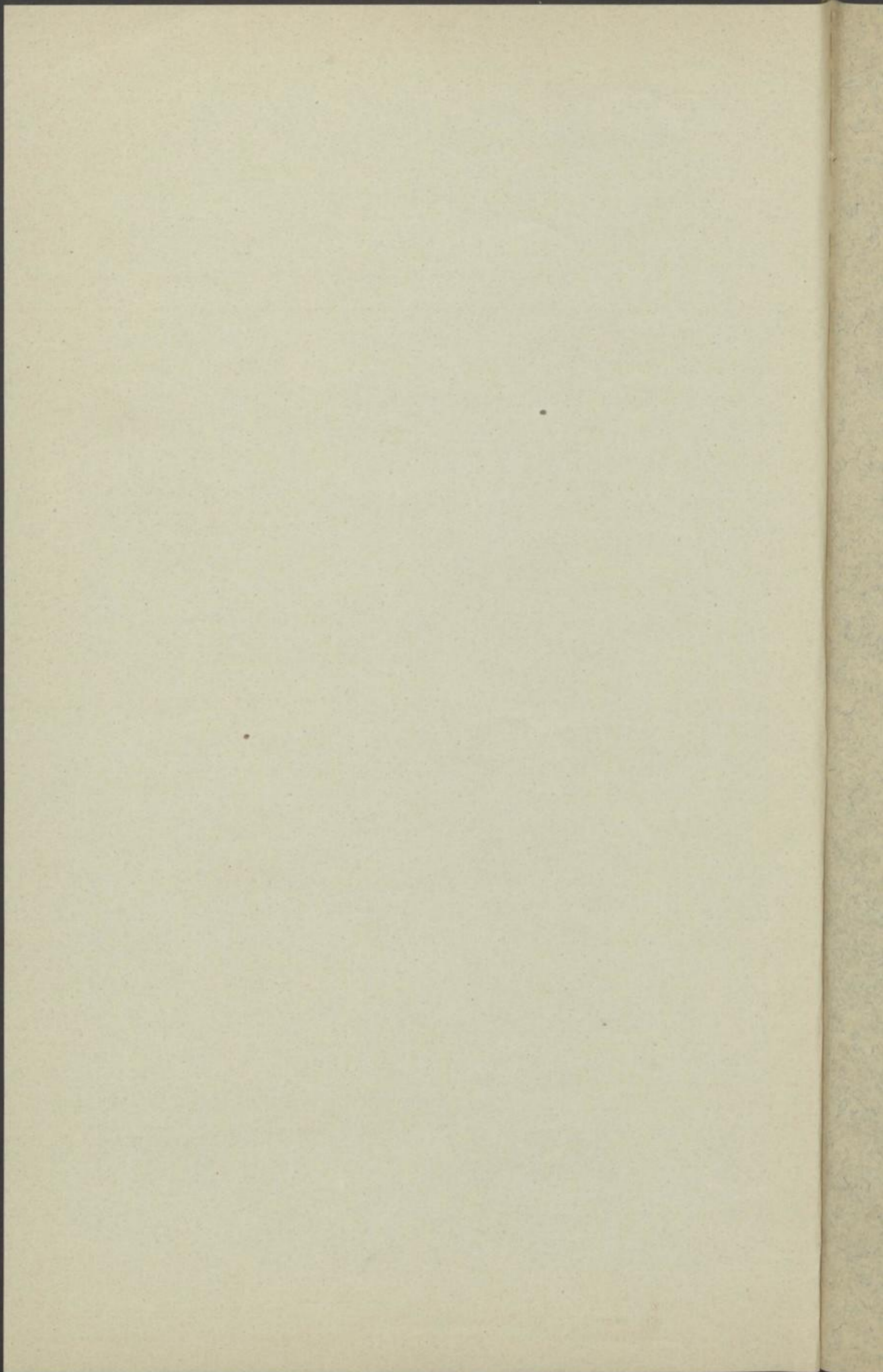
St. 1843, 5793.



Nachtrag.



Der Bruder des im vorigen
 Ecce besprochenen Dr. med. Arthur
 Richard Walter **Claus** in Bad
 Elster (S. 35 ff.), Herr Dr. med.
 Claus in Neuruppin hat freundlichst
 dessen Bild nachträglich eingesendet,
 welches namentlich die Roetanen gern
 betrachten werden.



Zur Nachricht.

Das Afranische und das Grimmaische Ecce,

herausgegeben vom Vereine ehemaliger Fürstenschüler,

zu beziehen durch **G. Gensels Verlag**, Grimma,

erscheint seit 1896 jährlich und enthält die erreichbaren Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Angehörigen der Schule, deren Ableben seit dem letzten Ecce bekannt geworden ist.

Preis des Heftes M. 2.—.

Den Angehörigen der Verstorbenen können **Sonderdrucke** aus dem Ecce geliefert werden, wenn die Bestellung bis spätestens zum 1. November bei dem Vereine angebracht wird. Die Preise stellen sich einschließlich aller erforderlichen Buchbinderarbeit und postfreier Zusendung wie nebenstehend.

Der Umschlag, ähnlich dem des Ecce, aber mit besonderem Aufdruck, wird nur auf ausdrückliche Bestellung geliefert.

Umfang des Sonderdrucks	Höhe der Auflage			
	25	50	100	250 Stück
bis zu 1/4 Bogen	M. 4.—	M. 5.—	M. 6.—	M. 7.50
" " 1/2 "	" 7.—	" 8.50	" 10.—	" 12.—
" " 3/4 "	" 10.—	" 12.—	" 15.—	" 18.—
" " 1 "	" 12.—	" 15.—	" 18.—	" 22.50
Umschlag	M. 3.—	M. 4.—	M. 5.—	M. 6.50

Weniger als 25 Sonderdrucke werden nicht geliefert, dafür aber 3 und mehr Stück des ganzen Heftes (auch von früheren Jahrgängen) zum Preise von je M. 1.— abgegeben.

Das früher von Herrn Prof. Dr. Hermann Wunder im Selbstverlag herausgegebene (alte) Grimmaische Ecce ist in den Verlag des Vereins übergegangen und wird, soweit vorhanden, zu den aufgedruckten Preisen verkauft.

Vorhanden sind die Hefte 1 (1876/8), 2 (1879), 3 (1880), 5 (1882), 7 (1884), 9 (1886/7), 10 bis 15 und 32 (1888—1893, 1911) und das Ergänzungsheft 16 (1894/5).

Vergriffen sind die Hefte 4 (1881), 6 (1883), 8 (1885). Diese drei Hefte und der ebenfalls vergriffene Jahresbericht des Vereins von 1887 werden, wenn sie irgendwo entbehrlich sein sollten, jederzeit gern von uns zurückgekauft.

Anderweit im Verlag des Vereins befindliche Schriften sind:

Jahresberichte des Vereins, 1886—1895, unregelmäßig erschienen, zusammen	M. 4.—
" " " " von 1896 an regelmäßig erschienen, je	" —.50
Stammbuchbote des Vereins, 1. Kunde 1898—1903, steif geheftet	" 3.—
Eigenart der Fürstenschulen, Festschrift, 1889	" 2.—
1. u. 2. Nachtrag zu Krenßigs Afraner-Album, 1893 u. 1900, brosch., je	" 2.—
Fraustadt, Grimmenser Stammbuch 1900, M. 8.50, gebd.	" 10.—
Jeremias Mohrbein, Leben und Abenteuer des Alumnus, 1850	" —.50
Türk, Feldpostbriefe eines vermissten Afraners, 1893	" 1.50
Hogge, Pförtnerleben, 1893	" 1.20

Sämtliche vorstehende Schriften sind buchhändlerisch durch **G. Gensels Verlag**, Grimma, zu beziehen; die Sonderdrucke aus dem Ecce dagegen nur vom Vereine.

November 1913.

Verein ehemaliger Fürstenschüler,

Dresden. (Postanschrift.)



Small, white, rectangular label with illegible text, possibly a library or archival mark.